Das braune Lenchen.

Des Königs Patenkind.

Zwei Erzählungen für die Jugend

von

Ottilie Wildermuth.

Mit vier Illustrationen.

11.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Das braune Lenchen.

„Aber heut ist's kalt!" rief Rudolf, der älteste Knabe des Kaufmann Wagners, indem er in die Stube sprang und nach seinem gewöhnlichen Brauch den Schulranzen in eine Ecke warf, daß das Federrohr klirrend herausfiel. „Heut soll Schlittenfahren wer Lust hat, ich nicht! Gelt, Kleiner, du magst auch nicht?" fragte er Heinrich, seinen kleinen Bruder, der schon vorher von der Kinderschule nach Haus gekommen war. Dieser sah gar nicht aus, als ob's ihn nach Schlittenfahren gelüste; er hatte die rothen Händchen unter der Mutter Schürze gesteckt und hätte gar zu gern geweint, wenn ihm nicht der Vater vorhin gesagt hätte, es sei eine Schande für einen Buben, wegen der Kälte zu weinen. „Siehst du, Kleiner," hatte er ihm erzählt, „ich war einmal in Petersburg; da ist's im Winter so kalt, daß die Leute, die sich auf der Straße begegnen, aus Höflichkeit einander die Nase mit Schnee reiben,

damit sie nicht erfriert.“ „Und da weinen die kleinen Jungen nicht auf der Gasse?“ hatte Heinrich gefragt. „Nein, das lassen sie bleiben, da würden ihnen gleich die Augen zufrieren, und ihre Thränen als lauter Eiszapfen herunterfallen; aber weist du, was sie thun? sie bleiben hübsch daheim bei ihrer Mama.“ Das war Heinrich denn jetzt auch gesonnen zu thun.

Nun kam noch Klara aus der Strickschule, und die Mutter war froh, bei der Kälte ihre kleine Heerde um sich zu haben.

Katharine, die vieljährige Dienerin des Hauses, die hinter dem Ofen saß und spann, erhob sich endlich, schalt ein bißchen, daß die Kinder die schneeigen, gefrornen Schuhe nicht vor der Thür ausgezogen hatten, und schlürfte hinaus in ihren großen runden Sahlbandschuhen, die Rudolf kleine Meerschiffe nannte. Bald aber kehrte sie zurück mit zwei großen Kannen von glänzend braunem Thon und stellte sie zu allseitigem Vergnügen auf den großen, viereckigen Tisch, der, mit einem bunten Tirolerteppich bedeckt, in der Mitte des Zimmers stand. Nun sammelte sich die erfrorne, kleine Gesellschaft. Heinrich durfte den hölzernen

Schieber am Fußboden aufschieben, wo eine Oeffnung in den Laden hinunterging, und dem Papa rufen. Dies Loch im Boden, durch das er beobachten konnte, was unten im Laden vorging, war sein höchstes Vergnügen; er konnte stundenlang davor liegen und hinunterschauen, oder rief er auch neckische Worte hinunter, zog dann schnell sein Köpfchen zurück, höchlich ergötzt, wie nun die Herren unten, oder gar die fremden Käufer sich wundern werden, wo diese geheimnißvolle Stimme herkomme.

Der Vater kam und die ganze kleine Gesellschaft sammelte sich um den Tisch, auf dem noch ein reichgefüllter Semmelkorb stand.

Zwar war der Vater nicht dafür, den Kindern Kaffee zu geben; an so kalten Tagen aber hielt die Mutter etwas warmes in dem Magen für ganz unentbehrlich; auch war er reichlich mit Milch vermischt und wirklich ganz unschädlich für die Nerven. Heinrich, den man nicht wagen durfte, an den schönen Teppich zu setzen, saß an seinem Kindertischchen und trieb seine Kühlein zum Brunnen, das heißt, er warf Semmelstückchen in sein Milchschüsselein.

Die braune Kaffeekanne war unerschöpflich, wie der Wittwe Oelkrüglein; dem Kommis und Lehrling war eine reichliche Portion in's Ladenstübchen gesandt worden; Katharine saß mit ihrem irdenen Schüsselchen, dem größten was sie am Markt hatte auftreiben können, hinter dem Ofen und schlürfte äußerst behaglich ihr Lieblingsgetränk, und doch war die Kanne noch nicht leer. Die Mutter goß den Rest von Milch und Kaffee sorgsam zusammen und stellte es auf den Ofen. „Wer weiß, ob man nicht noch einem Armen damit eine Güte thun kann?" obgleich Katharine brummte: „'s Geschirr steht so lang ungeputzt herum, man kann nicht recht aufräumen; wen's friert, der soll heute daheim bleiben." Frau Wagner ließ sich ihr mitleidiges Herz dadurch nicht irre machen; sie hatte schon so manchen hungrigen Armen erquickt mit Resten, die in einem sorglosen Haushalt verschleudert werden, und das Brummen der alten Katharine war nicht so böse gemeint.

Der Vater erzählte den Kindern indeß, wo der Kaffee wächst und wie er gesammelt und versandt wird, worunter er nach seiner Weise hie und da ein trocknes

Späßchen mischte, so daß auch Rudolf anhub, einen Vers zu deklamiren, den er irgendwo aufgeschnappt:

Zwar die Zeitung lautet schaurig,
Daß das Loos der Schwarzen traurig,
Die in heißen Kolonieen
Zuckerrohr und Kaffee ziehen. —
Sei nicht traurig armer Mohre!
Bald wird nichts mehr dich betrüben,
Denn wir pflanzen viel Cikore,
Machen Zucker aus den Rüben.

was den Vater zu herzlichem Lachen brachte.

Klara war fertig und hatte sich mit Rudolf an's Fenster gestellt, um zu sehen, wie die wenigen Vorübergehenden auf so seltsame Weise stampften und trampelten und mit den Händen schlenkerten, um den Frost abzuhalten. „Ach lieber Gott!" rief Klara, „barfuß in der Kälte!" Wirklich kam da ein kleines, nußbraunes Mädchen, vielleicht acht Jahre alt, ohne Schuh und Strümpfe die Straße herab und blickte scheu um nach allen Seiten. Ihr Röckchen war ärmlich und zerlumpt, ihr kohlschwarzes Haar struppig und ungekämmt, nur ein hellrothes Tuch, das sie um den Hals geschlungen hatte, paßte nicht zu der elenden Tracht.

„Das Kind ist nicht von hier," sagte Frau Wagner, die, eine treue Mutter aller Armen der kleinen Stadt, sie auch alle persönlich kannte; „es scheint sich verlaufen zu haben, ruft ihm herauf, es muß ja erfrieren in dem Aufzug!" „Komm herauf, Mädchen, Kleine, komm' daher!" riefen die Kinder im Chor durch das geöffnete Fenster. „Hört, das offne Fenster macht furchtbar kalt in's Zimmer," sagte der Vater etwas ärgerlich; „geht meinetwegen hinunter und holt sie herauf, oder was klüger wäre, gebt ihr einen Groschen, daß sie sich in einer Bäckerstube wärmen kann. Man weiß nie, was solches Volk einem in das Haus bringt."

Herr Wagner war ein braver und gutherziger Mann, der gern das Gut, mit dem Gott ihn gesegnet, mit den Armen theilte und nie der mildthätigen Hand seiner Frau wehrte; aber er war schon viel betrogen und belogen worden und war mißtrauisch gegen die Armen, die auf den Straßen herumziehen und in die Häuser laufen, auch hatte er nicht wie seine Frau die Gabe, so freundlich und vertrauenerweckend mit ihnen zu reden.

Doch wehrte er den Kindern nicht, als er wieder in's Comptoir hinunter ging, daß diese mit lautem Gepolter die Treppe hinuntersprangen, um das fremde Mädchen, die ihnen doch etwas besonderes, anders als ein gewöhnliches Bettelkind vorkam, heraufzuholen; es schien ganz betäubt von der Kälte, und war nur mit Mühe die Treppe heraufzubringen.

Da stand das fremde Kind, die blaugefrornen Hände unter der zerrißnen Schürze und sah sich mit den hellen, schwarzen Augen verwundert in der Stube um; die Kinder, die sie neugierig im Kreis umstanden, schienen sie noch scheuer zu machen und sie antwortete nicht auf Eine der vielen Fragen, die sie, alle zugleich, an sie richteten.

„Geht nur an eure Arbeit, und laßt sie ein bißchen ruhig," sagte die Mutter; „komm, Kleine, setz' dich daher," und sie ließ sie an Heinrichs Kindertischchen sitzen und stellte ihr warmen Kaffee und Brod vor. Erst als anscheinend gar niemand mehr auf sie blickte, fing das Mädchen an zu essen und zu trinken, und schlürfte dann aber mit höchstem Behagen das warme Getränk; und als sie mit ihren prächtigen

weißen Zähnchen, eine Perlenreihe, die ihr manche Fürstin gern abgekauft hätte, lustig in das Brod biß, fing sie auch an, etwas heller um sich zu sehen. „Wie heißt du, Kind?“ fragte Frau Wagner. „Lenchen,“ erwiederte die Kleine. Eine leise Bewegung ging über die Züge der Mutter, die größern Kinder sahen sie schüchtern an; Lenchen hatte das Schwesterlein geheißen, das man im vergangenen Frühling auf den Todtengarten getragen hatte, und die Kinder wußten gar wohl, daß die Mutter noch oft im Stillen um sie weinte. Nun war freilich eine große Verschiedenheit zwischen dem zarten, blonden Mägdlein, das schneeweiß wie ein kleiner Engel unter den Blumen im Sarg gelegen war, und zwischen dem struppigen, schwarzbraunen Zigeunerkind, — denn das fremde Mädchen konnte nichts andres sein, — aber der Name schon hatte das Herz der Mutter bewegt, und Leid und Liebe wieder darin wach gerufen.

„Wo kommst du her, Lenchen?“ fragte die Mutter, nun die Kleine weniger scheu und fremd schien. „Von da draußen,“ war die kurze Antwort. „Mit wem bist du denn gekommen?“ „Mit dem Vater und der

Mutter." „Wo sind denn die?" „Der Vater ist draußen blieben in einer Scheune, die Mutter und ich sind 'rumgelaufen mit Rührlöffeln; da hat sie mich einmal warten lassen vor einem Haus, und wie sie so lang nicht gekommen ist, und mich so gefroren hat, bin ich herumgelaufen und dann hab' ich sie nicht mehr gefunden."

Inzwischen hatte Rudolf, im Drang, dem fremden Kinde etwas Neues zu zeigen, mit vieler Mühe Heinrichs Schaukelpferd aus der Nebenstube herbeigeschleppt und fing an, gewaltig darauf zu galopiren; das Mädchen schaute ihm verwundert zu, schlug dann die Hände ineinander und rief, erstaunt das Pferd betrachtend: „Der da springt und hat keine Füß!"

Nun brachten die Kinder, die sie alle gern in Erstaunen gesetzt hätten, allerlei Raritäten. Klara holte ihre größte Puppe, der sie selbst erst einen erstaunlich schönen Hut verfertigt hatte, Rudolf ein Bilderbuch, aus dem er ihr nur die größten Thiere: Elephanten, Kameele und Bären zeigte; er meinte, die feineren Bilder würde sie nicht verstehen; der kleine Heinrich ließ einen hölzernen Hampelmann vor ihr tanzen.

Zuerst warf das Mädchen helle, neugierige Blicke auf all diese neuen Gegenstände; bald aber schien es sie mehr zu beängstigen, daß sich alles so um sie drängte; sie blickte scheu nach der Thür, als wollte sie mit einem Mal, wie eine wilde Katze, hinausspringen. Die Mutter beschäftigte die Kinder im Nebenzimmer und gab dem Mädchen, das immer noch hungrig schien, ein großes Stück Butterbrod; Klara überließ ihr die Puppe, die ihr doch das Merkwürdigste von allem vorkam, und bald saß das Mädchen mit der Puppe im Arm an dem kleinen Tischchen und betrachtete neugierig ihren Körper und alle Theile ihres Anzugs.

Katharine, die eine Zeit lang in der Küche beschäftigt gewesen war, setzte sich wieder an ihr Spinnrad, war aber äußerst unzufrieden, daß man „sottiches Schnurrantenvolk“ in die Stube lasse. Die Mutter kümmerte sich darum nicht viel; doch war sie in einiger Verlegenheit, was sie nun mit dem Kinde anfangen sollte.

„Wo wohnt ihr denn, Lenchen?“ fragte sie. „Nirgends,“ war die kurze Antwort, „wir sind überall.“ „Aber in einem so kalten Winter solltet ihr ja

erfrieren?" „Der kleine Bub ist einmal bei Nacht in einem Schuppen erfroren," berichtete das Mädchen, als ob das nichts besondres wäre; „es ist so kalt gewesen und er ist aus dem Stroh herausgefallen; man hat ihn erst am Morgen todt gefunden."

Mit Schaudern hörten die Kinder so ruhig von einem so entsetzlichen Unglück sprechen.

„Fürchtst du dich nicht vor dem Winter?" fragte Klara. „Oh 's ist kalt," sagte das Mädchen und schauderte zusammen. „Hast du gar keine Schuhe?" fragte Rudolf mitleidig. „Schöne Schuh," sagte das Mädchen mit einem gewissen Stolz, und zog aus der Tasche ihres zerrißnen Rocks ein paar zerrißne Stiefeletten, die einst elegant von blauem Zeug, jetzt in einem kläglichen Zustand waren. „Die zieh ich aber nur in der Scheuer an zum Staat," sagte sie wohlgefällig; „beim Gehen thun sie mir weh." Jetzt erst sahen die Kinder, daß die schönen Staatsstiefelchen fast keine Sohle mehr hatten, und mußten lachen über diese Pracht.

„Wo ist denn jetzt dein Brüderlein, das gestorben ist?" fragte sanft Frau Wagner. „Drunten, im Boden,"

sagte Lenchen kurz und deutete zur Erde. „Weißt du denn nicht, daß die kleinen Kinder in den Himmel kommen und Engelein werden?“ sagte Rudolf belehrend. Lenchen schüttelte den Kopf. „Kannst du nicht beten?“ fragte jetzt Rudolf. Lenchen zog mit Selbstgefühl einen alten Rosenkranz mit hölzernen Perlen hervor und ließ ihn durch die Finger gleiten, indem sie gedankenlose Worte dazu herplapperte. „Wer ist denn die Jungfrau Maria in deinem Gebet?“ fragte Rudolf wieder. „Die schöne Frau in dem blauen Kleid, mit der flächsernen Perrücke, in der kleinen Kirche,“ sagte Lenchen sehr bestimmt.

Auf einige Fragen, die die Mutter an sie stellte, fand sie bald, daß das arme Kind einige äußere Formeln der katholischen Kirche gelernt hatte, ohne jedoch von der wahren Bedeutung des christlichen Glaubens einen Begriff zu haben.

Während die Kinder nach und nach mit der kleinen Fremden in's Plaudern kamen, und diese selbst immer lebendiger und zutraulicher wurde, war das Herz der guten Frau von vielen und ernsten Gedanken bewegt. Sie zweifelte nicht, daß die Mutter des Kindes leicht

aufgefunden werden könne, aber sollte sie es ihr zurückgeben? Hatte nicht Gott das Kind ihr zugeführt? Sollte sie es wieder hinausstoßen, in ein Leben voll Elend, voll Schuld und Sünde vielleicht?

Es war dunkel geworden, man zündete die Lichter an. Rudolf machte sich an seine Schularbeiten, Klara nahm ihr Strickzeug, Heinrich wurde auf einem hohen Stuhl an den Tisch gesetzt und baute eine Stadt aus kleinen Häusern; da überfiel Lenchen auf einmal das Heimweh, sie fing an nach ihrem Vater zu rufen und wollte sich nicht beruhigen lassen.

„Wir sollten das Kind zu Bette legen," sagte Frau Wagner zur Katharine. „Auch voll," brummte diese ärgerlich; „wer wird solche Schnurranten und Scheurenpurzler auch noch über Nacht behalten? Für die haben wir kein Bett; bin froh, daß unsre Kinder Betten haben; ich ließ' das Mädchen laufen, wenn sie so schreit, solches Pack findet einander bald wieder, die gehen nicht verloren!"

Frau Wagner ließ sie brummen und trug in der Stille in's Vorzimmer einige Bettstücke, aus denen sie dem Kind in einer Ecke ein warmes Lager machte.

„Komm Lenchen,“ sagte sie dann, und nahm das immer noch weinende Mädchen bei der Hand, „komm nur und schlafe, deine Mutter kommt morgen.“ Sie kleidete sie aus, indem sie muthig ihren Ekel an den Lumpen des Kindes überwand, und zog ihr ein abgelegtes Nachtkleidchen von Klara an. „Ah!“ machte die Kleine, und dehnte behaglich ihre Glieder auf dem reinlichen Lager, „da ists gut!“ Und eh Frau Wagner ein Gebet über sie gesprochen, — selber beten konnte dies arme Kind nicht, — war sie tief und gesund eingeschlafen, die warme Federdecke fest über sich ziehend mit ihren braunen Händchen.

Das Zigeunermädchen gab den Kindern viel Stoff zum Gespräch. „Mutter, wir wollen sie behalten!“ riefen sie alle zusammen, als die Mutter wieder kam; sie hatten oft schon in Geschichten von angenommenen Kindern gelesen, das kam ihnen eine so einfache, natürliche Sache vor. Frau Wagner nahm es ernster und schwerer; sie wußte, daß es zu großem Segen, aber auch zu schwerer Verantwortung werden kann.

Gegen sieben Uhr kam der Vater herauf, er pflegte da vor dem Abendessen seine Zeitung zu lesen. Klara

rückte ihm den Lehnstuhl oben an den Tisch und legte die Zeitung bereit; alle waren begierig, ihm von dem Zigeunermädchen zu erzählen, an das er gar nicht mehr gedacht hatte. „Vater, sie war ganz blau gefroren und ihre Füße bluten!“ „Und geschmeckt hat's ihr, Papa!“ „Und, Papa, sie heißt Lenchen, im Vorzimmer schläft sie;“ so gingen die Berichte durcheinander. Heinrich lag schon in seinem Bettchen, aber die beiden andern ließen den Papa lange nicht zum ruhigen Genuß seiner Zeitung kommen. Die Mutter saß emsig nähend bei der Lampe, sie hatte alte Kleidungsstücke zusammengesucht und war daran, sie für Lenchen zurecht zu machen. Klara strickte auf einmal mit ungeheurem Eifer; es war ihr plötzlich eingefallen, daß sie diese Strümpfe auch für die kleine Fremde stricken könnte, und sie wollte nun geschwind in Einem Abend die Arbeit fertig bringen, an der sie schon wochenlang knupperte.

„Habe nichts dagegen, daß ihr das Kind über Nacht behaltet,“ sagte der Vater; „morgen aber in der Früh muß man auf die Polizei schicken, um ihre Eltern auszumitteln.“ „Oh Papa, wir wollen sie behalten!“

„Papa, laß sie da!“ riefen sie wieder zweistimmig. „Ihr schwatzt, wie ihr's versteht,“ sagte etwas ärgerlich der Vater, „ihr wißt nicht, was das heißen will.“

Die Mutter sagte nichts, sie blickte kaum auf von ihrer Arbeit und gab nur hie und da freundliche Antwort auf das, was ihr der Vater von Krieg und Frieden in der Welt aus seiner Zeitung mittheilte, bis Katharine mit den Tellern klapperte und Klara sich erhob, um den Tisch zu decken.

Das Abendessen war vorüber, Kartoffeln und Butter hatten allen herrlich geschmeckt; Rudolf hatte nachher mit laut schallender Stimme aus Robinson vorgelesen, wobei Klara glücklich eingeschlafen war. Um halb zehn Uhr aber wurde die Abendandacht gehalten, Klara durfte einen Abschnitt aus der Bibel lesen.

Die Reihe war eben am achtzehnten Kapitel des Matthäus: „Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie.“ — „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf,“ lautet der fünfte Vers, und mit der schönen Stelle: „Ich sage euch, daß ihr nicht Eins von diesen Kleinen verachtet, denn ihre Engel im Himmel sehen allezeit

das Angesicht meines Vaters im Himmel," schloß der heutige Abschnitt.

Die Kinder waren alle zu Bett, Herr und Frau Wagner saßen, wie es ihre Sitte war, noch eine Weile zusammen auf dem Sopha in der Ecke des Wohnzimmers; um diese Zeit pflegten sie die Angelenheiten des Hauses oder der Kinder zusammen zu besprechen.

„Heinrich," fing Frau Marie mit einiger Schüchternheit an, „es wird mir sauer, das Kind wieder von uns in's Elend hinauszulassen." „Aber, liebe Marie," sagte fast ängstlich Herr Wagner, der, bedeutend älter als seine Frau, und, sehr ruhiger Natur, sich vor aller Unruhe, vor allem Ungewöhnlichen fürchtete, „ich bitte dich, du kannst doch nicht daran denken, ein so verwildertes Kind zu behalten neben unsern Kindern!" „Ich bin ja immer zu Haus, ich wollte ein wachsames Auge auf sie haben," sagte bittend die Frau, „willst du mich's nicht wenigstens nur über diesen furchtbar kalten Winter versuchen lassen?" „Ich will einen Beitrag zu einem Kostgeld für sie geben," versicherte der Mann, „nur nicht in's Haus!" „Ich will dich nicht darum quälen," sagte freundlich Frau Marie,

indem sie aufstand und das Licht nahm, um zu Bette zu gehen; „sieh, mir war's nur, als habe der liebe Gott das Kind uns vor die Thüre geführt, und es heißt Lenchen. Aber ich kann mich auch täuschen, wir wollen darüber schlafen."

Der Weg in's Schlafzimmer ging durch das Vorzimmer, wo die kleine Fremde schlief. Frau Marie zündete über ihr niedriges Lager; „da, sieh sie wenigstens an!" sagte sie lächelnd zu ihrem Mann. Das Kind schlief sanft und fest, das braune Gesichtchen hatte nichts Unliebliches; so sicher, so geborgen ruhte sie hier, als ob sie nie heimatlos gewesen. Des Kaufmanns Augen wurden feucht, wenn er dachte, wo vielleicht das arme Kind die nächste Nacht schlafen würde; sie gingen schweigend zu Bett.

Am andern Morgen war das Zigeunermädchen der erste Gedanke der Kinder. Die Mutter hatte ihr ein altes Röckchen von Klara angezogen, in dem sie sich sehr wohl zu gefallen schien; man stellte ihr ein Schüsselchen Milch und Brod unten an den Frühstückstisch der

Kinder; sie wollte wieder nicht essen, so lang sie alle ihr neugierig zusahen. Erst als die Mutter den Kindern wegwinkte, und niemand auf sie blickte, aß und trank sie mit großem Behagen; der Vater hatte heut ein dringendes Geschäft und nahm sein Frühstück im Comptoir.

Nachdem die Mutter die Knaben gekämmt und Klara's Haare geflochten hatte, rief sie auch dem kleinen Lenchen, die seither am Fenster gestanden war. „Werden doch nicht den Strobelkopf auskämmen wollen? warum nicht gar!" sagte Katharine brummend, als sie das Frühstücksgeräthe hinaustrug. Das war freilich kein leicht Stück Arbeit; in diese Haare schien noch kein Kamm gekommen zu sein, seit sie am Kopf gewachsen waren. Das krause schwarze Haar lag wie eine dichte Perrücke rund um den Kopf, aber die Mutter hatte viel Geduld. Hie und da ging's freilich nicht ohne Reißen und Rupfen; die Kleine schrie dann nicht, sie wandte nur rasch den Kopf und blickte zornig herum; wenn sie dann aber den guten, milden, ruhigen Augen der Mutter begegnete, so ward sie auch wieder ruhig und ließ sich behandeln, obgleich sie ein jämmerliches Gesicht dazu schnitt.

Endlich war der Strobelkopf, wie ihn Katharine nannte, hübsch glatt gekämmt, die krausen Wellen des glänzend schwarzen Haares legten sich ganz hübsch um das braune Gesichtchen. Klara hatte auf der Mutter Erlaubniß der Kleinen noch eine Schürze umgebunden und als man sie vor den großen Spiegel stellte, — auch ein Anblick, an den sie nicht gewöhnt war, — schien sie ganz ungemeines Wohlgefallen an sich selbst zu finden; sie besah sich höchst verwundert und vergnügt von allen Seiten und sah nicht mehr so scheu und unglücklich aus, als zuvor.

In diesem Augenblick kam Herr Wagner herauf um nach den Kindern zu sehen, eh sie zur Schule gingen; seine Frau wollte ihn nicht mehr bitten des Kindes wegen, und doch betete sie in der Stille, Gott möge sein Herz lenken, daß sie es behalten dürfe.

Herr Wagner blieb stehen und sah lächelnd dem glücklichen Kind vor dem Spiegel zu. Auf einmal nahmen die Züge des Mädchens einen Ausdruck des Schreckens an; mit einem Schrei flüchtete sie sich in eine Ecke des Zimmers, sie mußte im Spiegel etwas gesehen haben, das sie erschreckte. Alle blickten nach

der eben geöffneten Thür: da stand ein großes, braunes Weib, fast nocht mehr zerlumpt, als Lenchen gestern gewesen war, sie trug im Arm geschnitzte Holzwaaren, Rührlöffel, Schaumquirle ꝛc., wie sie Zigeuner zu verkaufen pflegen. Zuerst schien sie Lenchen gar nicht zu kennen in dem neuen Staat, dann aber fuhr sie zornig mit heftigem Schelten auf sie los. Die Kinder verstanden die Worte nicht, aber sie fürchteten sich vor ihren wilden Geberden, und das Kind schien sich noch mehr zu fürchten; sie würde es wohl ergriffen und geschlagen haben, wenn nicht Frau Wagner in ihrer ruhigen, bestimmten Weise dazwischen getreten wäre.

„Laßt das Kind!“ sagte sie, „es ist unschuldig, daß ihr es aus der Acht gelassen.“ „Warum ist sie nicht bei mir geblieben!“ — rief zornig das Weib. „Du bist ja gar nicht mehr gekommen aus dem Hause, wo du Branntwein getrunken hast,“ schrie Lenchen. „Warum habt ihr gestern nicht nach dem Kinde gesucht?“ fragte Frau Wagner. „Ich hätt' nicht viel nach ihr mehr gefragt,“ sagte mürrisch das Weib; „aber Er, er hat mich geschlagen wegen der Kröte,“ und sie wollte von neuem auf das Kind losfahren. Jetzt trat

Herr Wagner, der sich in's Nebenzimmer zurückgezogen hatte, mit einem plötzlichen Entschluß dazwischen: „Ist das nicht euer Kind?" fragte er das Weib. „Ich gehöre meinem Vater, meiner Mutter gehör' ich nicht," rief Lenchen, angstvoll weinend.

Durch weiteres Befragen erfuhr der Vater von dem Weib, die allmählig ruhiger wurde, daß sie Lenchen's Stiefmutter sei und der Vater in einer Scheuer der Vorstadt sich aufhalte.

Frau Wagner brachte der Zigeunerin, die erfroren und hungrig genug aussah, gewärmten Kaffee, den sie gierig verschlang. „So, nun komm mit!" sagte sie etwas weniger zornig und faßte Lenchen bei der Hand. Dem armen Kind aber, das zum erstenmal gesehen, was eine Heimat ist, eine friedliche, warme, sichere Heimat, schien es blutsauer zu werden, wieder zu gehen; doch wagte sie nicht, sich loszureißen und sah nur Frau Wagner mit einem flehenden Blick an. Der Blick ging dieser durch die Seele, doch wagte sie nicht, etwas zu sagen. Herr Wagner aber sagte zu dem Weibe: „Laßt das Kind hier, wir wollen es behalten!" Frau Wagner sah ihren Mann mit einem hellen, dank-

baren Blick an; die Kinder jauchzten laut, und das arme Lenchen blickte ganz verklärt auf, wagte aber noch nicht, sich von der Mutter loszumachen. „Mir wär's gleich," sagte die Zigeunerin finster, „aber Er wird nicht wollen, ich darf nicht mehr kommen ohne sie." — „Schickt euren Mann! ich will mit ihm sprechen," sagte Herr Wagner. „Er geht nicht gern in die Stadt und in die Häuser," sagte das Weib.

Und der gute Vater, der zuerst nicht gern gesehen, daß man das Zigeunerkind in's Zimmer gebracht, ging nun selbst in der eisigen Kälte vor's Thor in die Scheune, wo man, mehr aus Furcht als aus Barmherzigkeit, die Zigeuner aufgenommen hatte, und bot dem Vater Lenchens an, das Kind bei sich zu behalten.

Abends in der Dämmerung kam der Zigeuner in des Kaufmanns Haus; er wollte nicht in's Zimmer. Frau Wagner führte das Kind zu ihm heraus. „Du willst sie behalten schöne Mutter," sagte er, „du willst sie beschützen vor Kälte und Hunger? Gott vergelte dir's! Ihre Mutter liegt weit, weit draußen in der Erde und die Hand der Fremden ist hart über dem Kinde, behalt sie du!"

Mit dem Mädchen redete er in einer Sprache, die den Kindern, die an der Thüre lauschten, unverständlich war; aber sie verstanden das heiße Weinen, mit dem das Kind in des Vaters Arme stürzte, und wie er sie wieder und wieder auf seinem Arm in die Höhe hob, weinend küßte und umarmte: da begriffen sie, daß auch für diese armen, halb wilden Leute Scheiden etwas Bitteres sei, und zogen sich ganz still zurück.

Endlich ging der Zigeuner. Lenchen blieb weinend auf dem Boden liegen, die Mutter ließ sie ruhig ausweinen und wehrte den Kindern, sich ihr zu nahen; später hob sie sie auf und trug sie in's Bett, wo sie sich bald in Schlaf weinte.

Lange dauerte der Jammer des Zigeunerkindes nicht; die Kinder hatten ihr am Morgen eine ganz kleine Bescheerung vor dem Bette aufgestellt: Klara eine Puppe zweiten Ranges, ihre Jungfer Pauline, die zwar ein zerstoßnes Näschen, aber dafür ein schönes, rothes Kleid hatte; Rudolf einige selbst angemalte Bilderbogen in sehr bunten Farben, und Heinrich ein hölzernes Dorf, noch recht schön erhalten, nur daß die Bäume nicht mehr stehen konnten und die Kirche den

Thurm verloren hatte. Lenchen schien allen Jammer vergessen zu haben und betrachtete vergnügt die kleine Herrlichkeiten, bis die Mutter ihr rief, um sie anzuziehen.

Nach dem Frühstück las gewöhnlich die Mutter den Morgensegen; diesmal legte sie zum Schluß das Buch bei Seite, faltete die Hände und betete, wie ihr Herz sie trieb, mit etwas beklommener Stimme, aber aus vollem Herzen: „Lieber Heiland, du guter Hirte der Kinder, du hast dies Kind unter unser Dach geführt; so segne seinen Eingang, und gib, daß ihm unser Haus zum Segen werde, hilf, daß wir ihm kein Aergerniß und böses Beispiel geben, so daß wir alle einander fördern mögen auf dem Wege zum Himmel."

Lenchen hatte mit den andern still und andächtig zugehört und immer auf die Lippen der Mutter gesehen, die ihr überhaupt das Liebste und Wichtigste im Haus zu sein schien. Die Mutter küßte sie nun, der Vater gab ihr die Hand; und so war denn die kleine Zigeunerin als ein Kind des Hauses eingeführt.

Es brauchte nicht zu lange, bis die kleine Wilde daheim war. Bei Fremden blieb sie noch scheu, unter

den Hausgenossen aber zeigte sie sich bald als ein munteres, lustiges Ding. Frau Wagner führte sie selbst in die Schule, wo die andern Kindern hoch aufschauten, daß das großgewachsene achtjährige Mädchen noch unter die ganz Kleinen sitzen mußte. Mit dem Lesenlernen ging's nicht besonders schnell, auch Stricken, das die Mutter sie lehrte, war ihr etwas mühsam; desto besser aber begriff sie alles, was es im Haus zu thun und zu helfen gab. Katharine wollte sich lange nicht zufrieden geben, daß man „die wilde Katz'" in's Haus genommen habe. Als aber die wilde Katz' ihr einmal die ganze Holzstelle mit Holz füllte und fleißig kleine Scheiter spaltete für den Frühstücksherd; als sie ihr sogar in einem kleinen Geschirr Wasser herbeischleppen half und recht hübsch und glänzend Schuhe und Stiefel wichsen lernte: da versöhnte sie sich so allmählig mit ihr, doch hielt sie all ihre Sachen sorgfältig vor ihr verschlossen und besah sie oft noch verdächtig von der Seite: „'s sind eben doch Schnurranten und Scheurenpurzler, sie geht gewiß noch einmal durch."

Lenchen hatte einen großen Trieb zur Nachahmung;

was sie an andern sah, mochte sie gar zu gern auch haben. Da nun Klara ein reinliches, geordnetes Mädchen war, so gewöhnte sie sich auch bald, sich hübsch und ordentlich zu kleiden, nur die Haare wollten sich lange nicht geben und hie und da fuhr sie noch zum Vergnügen der Kinder ungekämmt mit ihren struppigen Haaren im Haus herum. Heinrich sprang ihr dann nach und rief: „Lenchen, Lenchen, Strobelkopf!“

Ein lustiges Leben führten die Kinder mit dem Zigeunermädchen, als der lange Winter vorüber war, als man in den Garten vor dem Thor gehen und im Freien spielen konnte; da war die kleine Wilde erst recht an ihrem Platze. Ihr war es ein Kleines, auf Bäume zu klettern oder auf das spitze Dach des Gartenhauses und herunter zu hüpfen wie geflogen; sie watete in den Bach und fing Fische und Krebse mit der Hand; sie fürchtete sich vor nichts, und nichts schien ihr zu schaden. In der Schule war sie oft hinter kleinern Kindern zurück; da gefiel es ihr denn, daß sie im Springen und Laufen und Klettern es allen zuvorthun konnte. Die Kleider und Schürzen, zumal es abgelegte von Klara waren, standen sich freilich nicht gut

dabei. Auf eine ernstliche Ermahnung der Mutter, der sie nie versuchte ungehorsam zu sein, nahm sie sich aber mehr in Acht, auch erhielt sie neue, starke Kattunkleider, die mehr aushalten konnten. Gewöhnlich war ihre Sitte, sobald sie aus der Stadt kam, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und in ihre Taschen zu schieben, weil sie dann viel leichter und freier dahinlief; zu dem hübschen rosenrothen Sonntagskleidchen, das sie von Klara ererbt hatte, sah das dann freilich drollig aus.

Mit Heinrich war Lenchen ganz besonders gut Freund; den hatte man bisher bei größern Spaziergängen meist zu Haus gelassen, da er bald müde wurde und zum Tragen doch zu groß und schwer war. Nun aber machte er sich, wenn er nicht mehr gehen konnte, an Lenchen und sagte leise: „Du, Lene, reiten!" Die nahm in auf den Rücken und trug ihn lustig und unermüdet die längsten Wege, hüpfte und sprang auch da zu seinem großen Ergötzen, so daß er, wenn man ihn fragte, was Lenchen sei, schnell und fertig antwortete: „Ein braves Hottogäule."

„Wo ist denn der Wald?" fragte Lenchen oft sehnsüchtig, wenn sie in den Garten oder in ein nahes

Dorf spazieren gingen; „da ist ja immer kein Wald.“ „Der Wald liegt dort,“ sagte Herr Wagner, „aber es ist mehr als eine Stunde hin; wenn er schön grün ist, dürft ihr einmal gehn und Erdbeeren suchen.“ Von da an blickte Lenchen alle Tage verlangend hinüber, ob die dunkle Wand, die man von den obern Fenstern des Hauses sah, sich bald nicht grün färbe.

Endlich an einem schönen Feiertag ward die ersehnte Erlaubniß zu dem Waldspaziergang gegeben. Rudolf machte darauf Vorbereitungen, wie zu einer Reise um die Welt; packte schon Tags zuvor seinen Ranzen und legte sein Stöckchen und den Strohhut zurecht; Klara hatte sich ein paar Freundinnen eingeladen und Rudolf seine Kameraden. Die Eltern waren verhindert mitzugehen und die Mutter war besorgt, sie allein ziehen zu lassen. „Man könnte ja der Katharine einmal die Freude machen,“ schlug Herr Wagner vor. Lenchen hörte das mit geheimem Schrecken; denn Katharine war ihr doch noch immer etwas feindlich gesinnt und fand alles „gräulich unartig,“ was sie that. „Katharine, Sie hat so wenig Erholung und kommt so selten in's Freie,“ sagte gütig Herr Wagner zu

dieser, „nun begleite Sie diesmal die Kinder in den Wald. Sie hat seit Jahren nicht mehr gesehen, wie schön es draußen ist, und muß auch einmal einen guten Feiertag haben."

„Nein, Herr Wagner, selbiges thu' ich nicht," sagte Katharine trocken; „ich muß mich müd schaffen genug in der Woche, da ging mir's ab, auch am Feiertag noch in den Wald 'naus laufen. Das ist etwas für Schnurrantenleut'. Wenn ich einen guten Feiertag will, so geh' ich fein sachte ein bißchen hinaus und sehe, wie das Saatfeld so schön steht; nachher setz ich mich ein wenig in die Sonne nnd rede mit der Nachbarin, und les' darnach noch eine Predigt. Nichts für ungut! aber das muthet mir ein so christlicher Herr, wie Sie, gewiß nicht zu, daß ich am Sonntag auch noch in den Wald spazieren soll, wenn ich die ganze Woche geschafft habe."

Herr Wagner lachte, die alte Katharine hatte schon ein Recht, ihre Meinung zu äußern. Fritz, der Lehrling, wurde endlich gesetzt und vernünftig genug gefunden, um als Begleiter zu dienen. Das Mittagessen wurde bälder gerüstet und mit gefüllten Körbchen und

Taschen zog die kleine Schaar recht fröhlich hinaus. Lenchen hatte einen runden braunen Hut von Klara mit grünen Bändern, in dem sie ganz besonders stolz und glücklich war. Klara war recht gut und freundlich gegen Lenchen, die ihr auch alles zu liebe gethan hätte, und machte sich ihre eignen romantischen Ideen über das Zigeunerkind. Sie biidete sich ein, nach Geschichten, die sie schon gelesen, Lenchen müsse nothwendig ein gestohlnes Kind von vornehmen Eltern sein, obgleich die schwarzen Haare und braunen Wangen ihren Ursprung so deutlich anzeigten. Sie träumte sich recht schön aus, wie die Gräfin oder Prinzessin, der das Kind gehöre, sie endlich wiederfinden und im goldnen Wagen von ihnen abholen werde. Daß sie dann natürlich die beste Freundin der jungen Prinzessin werde, daß die fürstliche Mama sie und das ganze Haus mit prächtigen Geschenken überschütte: — das gehörte selbstverständlich mit zu dem reizenden Phantasiegemälde.

Ihr dürft darum Klara nicht für eigennützig oder lohnsüchtig halten, sie hatte ein gutes Herz, das von selbst dem verlassenen Kind freundlich begegnet wäre; aber nebenher mochte sie sich doch auch gern ausdenken,

daß die gute That der Eltern noch glänzenden Lohn finde, wie das in so vielen schönen Geschichten steht.

Die Kinder traten in das kühle, hohe, grüne Gewölbe ein; die Mädchen stimmten das alte Waldlied an:

Zum Wald, zum Wald, da steht mein Sinn
So einzig, ach, so einzig hin;
Da lebt man glücklich, frei und froh,
Und nirgends, nirgends lebt man so.

Mit Jubel, Lachen und Singen kamen sie zu dem schönen, freien Platz im Walde, wo man beschloß, später zu schmausen. Der gutmüthige Fritz erbot sich, bei den Mundvorräthen Wache zu halten, so lang die andern sich im Walde tummelten. Rudolf hatte eine schallende Trompete bei sich, die als Jagdhorn das zerstreute Volk wieder zusammenrufen sollte, und nun liefen sie lustig wie Rehlein nach allen Seiten hinaus, um Erdbeeren und Waldblumen zu sammeln.

Lenchen war wie ausgetauscht, sobald sie den Wald betreten hatte. Sie sprang und rannte wie toll zwischen Bäumen und Büschen umher, und als die Knaben auf einem hohen Eichbaum ein Eichhörnchen entdeckten,

kletterte sie wie eine Katze hinauf und faßte es am Schwanze. Die Knaben erhoben ein Jubelgeschrei und wurden fast neidisch, daß ein Mädchen so viel besser und flinker klettern konnte, als sie. Das Eichhörnchen biß Lenchen den Finger blutig; sie achtete es nicht sehr, wickelte ihre Schürze um das wilde Thierchen und sprang herab. Wohin nun mit der kostbaren Beute? Rudolf, der immer mit Vorräthen versehen war, zog eine lange Schnur aus der Tasche, um es anzubinden; Lenchen aber schrie: „Nein, ihr würdet es ja erwürgen!“ Endlich fiel ihr ein, man könne das Thierchen in den Korb thun, in dem sie Eßwaaren herausgetragen. Rudolf stieß in sein Jagdhorn und die kleine Gesellschaft, die noch nicht weit auseinander war, versammelte sich auf dem Rasenplatz, um den Fang zu bewundern.

Das erbeutete Eichhörnchen wurde mit Jubel begrüßt, der Korb geleert und das Thierchen hineingesteckt; da nun aber die schönen Lebensmittel, weiß Brod, Butter und Wurst, schon ausgepackt waren, so beschloß man, lieber gleich Tafel zu halten. Klara, die gar gerne das kleine Hausmütterlein spielte, ordnete alles auf dem grünen Rasen. Aus den Ranzen wurden

noch kleine Krüge mit Apfelmost ausgepackt. Fritz hatte einen zinnernen Becher in der Tasche, und bald begann eine äußerst fröhliche Tafelrunde. Die kleine Gesellschaft wurde ungemein lustig, Rudolf begann sogar zu singen: „Ein freies Leben führen wir!" und sie hätten gar zu gern angestoßen, wenn sie nicht bloß einen einzigen Becher gehabt hätten.

Endlich aber mahnte Klara doch daran, daß man eigentlich Erdbeeren suchen wolle; sie erhoben sich und Klara räumte sorgfältig die Speisereste zusammen, was sehr bald abgemacht war. Fritz übernahm wieder das Wächteramt und das geschah ihm gar nicht sauer. Er war ein bißchen bequem, der gute Fritz, und mochte gar gerne lesen. Da legte er sich denn recht behaglich unter einen Baum, zog ein schönes Buch aus der Tasche, versprach auf den gefangenen Hansel gut acht zu geben und beneidete die wilde, kleine Schaar gar nicht, die sich wieder in die Büsche zerstreute. Lenchen hatte sich vorher schon von den andern entfernt.

Fritz saß und las die Geschichte einer merkwürdigen Seereise, und es war recht angenehm zu hören von schauerlichen Meerstürmen, fernen Insellanden und

wilden Völkern, während er so weich auf grünem Rasen lag, der Baum über ihm säuselte und die munteren Vögelein sangen. Endlich aber, als der kühne Reisende glücklich einem schweren Schiffbruch entronnen war und sich an's Land gerettet hatte, fielen ihm doch seine jungen Mitreisenden ein, die nun schon lange auf dem Erdbeersuchen fort waren. Rudolf hatte das kostbare Jagdhorn mitgenommen; Fritz aber hatte eine gute Lunge und schrie ärger als ein Nachtwächter, so daß alsbald von allen Seiten die kleine Schaar herbei kam, ganz ängstlich, warum denn der Fritz so entsetzlich geschrieen? „Sind Räuber da?“ fragte Rudolf, der sich für den Nothfall schon einen Haselstock mitgenommen. „Hat dich ein Wolf gebissen?“ fragte Klara. „Nein, nein,“ sagte Fritz beruhigend, „aber ich denke, wir sollten heim, es wird spät, sonst könnten Räuber und Wölfe erst noch kommen; bringt ihr mir nicht auch Erdbeeren? Das war kein kleines Geschäft für mich, alle die Sachen da, und noch dazu das wilde Eichhorn zu hüten.“

„Du armer Fritz, du siehst ganz angegriffen aus,“ sagte lachend Klara; „komm, da hast du mein Binsen-

körbchen mit Erdbeeren.“ Rudolf hatte die seinigen in der Mütze, wo sie, da sehr reife darunter waren, einen schönen Matsch gegeben hatten; die übrigen, die zum Theil nicht sehr viel gefunden hatten, trugen sie auf großen Blättern.

Klara ordnete die schönsten auf das grüne Porzellanteller, auf dem die Butter gewesen, um sie der Mutter mitzubringen; die andern wurden zu dem Rest Weißbrod geschmaust. Und nun rüstete man sich zum Abzug. „Wer soll den Korb tragen mit dem gefangenen Hansel?“ „Fritz!“ rief eines, „der ist der stärkste.“ „Nein, Lenchen!“ rief das andere, „die ist die keckste.“ Ja, Lenchen, — wo war Lenchen? Niemand hatte sie gesehen, seit sie, früher als die andern, vom Rasen aufgestanden war. Man suchte sie, man rief nach ihr, Fritz schrie mit seiner allerlautesten Löwenstimme, Rudolf stieß in die Trompete, — alles vergeblich. Fritz, dem die Mutter all’ die Kleinern übergeben hatte, bestand nun darauf, daß man ohne sie umkehre, und lieber einen Mann, der des Waldes kundig sei, nach ihr ausschicke; die Kinder fügten sich unwillig, sie wären gar zu gern ein bißchen im Walde verirrt.

So zogen sie denn heimwärts, viel stiller und weniger lustig als sie ausgezogen, obgleich die Mädchen schöne grüne Kränze um die Hütchen, und die Buben Eichenbüschchen auf den Mützen trugen. Als man aber sorgsam den Korb mit dem gefangenen Eichhörnchen aufheben wollte, — siehe, da war der Deckel offen und der Hansel fort! Während Fritz ihn so vortrefflich und mit so großer Anstrengung gehütet, hatte das Thierchen den Korbdeckel von innen aufgeknuppert und war auf und davon gesprungen, ohne erst um Erlaubniß zu fragen. Es war zuerst ein großer Jammer, und wenn Fritz nicht schon seine Erdbeeren gehabt hätte, so hätte er keine mehr bekommen für seinen Wächterdienst, den er so fahrlässig versehen. — Doch vergaßen sie bald wieder das Eichhörnchen über den schauerlichen Vermuthungen, die sie über Lenchen's Geschick aufstellten, welche sie sich im tiefsten Walde verirrt, unter Räubern oder von Wölfen zerrissen vorstellten.

Es war schon dunkel, als sie heimkamen. Die Mutter war sehr besorgt geworden um die Kinder, und der Vater, der überhaupt kein großer Freund von

Waldspaziergängen war, ärgerlich über die ganze Geschichte. Mit großem Eifer und höchster Wichtigkeit erzählten nun gleich alle durcheinander die Geschichte von dem vermißten Lenchen.

Katharine, die den Bericht mit angehört, fand das ganz natürlich. „So geht's mit solchen Schnurranten," sagte sie; „nun ist sie aus dem gröbsten herausgezogen und neu gekleidet, jetzt geht sie durch!" „Das ist's mit diesem Waldgelaufe der Kinder," sagte verdrießlich Herr Wagner. „Nun muß man noch fremde Leute aufbieten und nach dem Mädchen streifen, man kann sie nicht draußen verkommen lassen."

Diesmal aber war die Mutter ruhiger. „Das Mädchen ist gesund, von Kind auf des Waldlebens gewöhnt und weiß sich zu helfen," sagte sie; „eine Nacht im Walde, ob sie sich nun zufällig oder absichtlich verirrt hat, macht sie noch nicht krank; wilde Thiere und gefährliche Stellen gibt's nicht draußen. Morgen in der Früh, denke ich, sendet man einen Boten, um auf den Höfen hinter dem Wald nach ihr zu fragen, wenn sie nicht vorher selbst kommt."

Den Kindern war das nicht lieb, sie hätten viel

gerner einen großartigen Streifzug mit Fackeln gehabt; es dünkte ihnen fast nicht recht, daß die Mutter es nicht wichtiger aufnehme. Endlich gingen die fremden nach Haus; die eignen tranken guten, warmen Thee, den die Mutter bereit gehalten, und legten sich zu Bett, wo sie nach dem weiten Gang bald fest und gesund schliefen. Der kleine Heinrich, der auch die Geschichte von dem verlorenen Lenchen gehört, weinte heiße Thränen, daß die Bären seine Lene gefressen, schlief aber am Ende unter lauter Weinen ein.

Die Mutter allein blieb lange, lange wach. Sie war bekümmert um das vermißte Kind, und betrübt, weil sie seine Entfernung für eine freiwillige hielt, weshalb sie sie auch nicht hatte mit viel Aufsehen suchen lassen wollen; spät erst kam sie zur Ruhe, nachdem sie das irre Schäflein recht von Herzen in die Hut des treuen Hirten empfohlen hatte, dessen Augen weiter sehen, als die unsern.

Frau Wagner war immer die Erste im Haus, die früh vor Tag wach war und die Hausgenossen weckte.

Eben hatte sie im untern Kämmerchen dem Fritz geklopft, bei dem das Aufstehen etwas herb ging, und öffnete nun die Hausthür. Sieh, da kauerte etwas auf der Schwelle. „Lenchen!“ rief sie erschrocken. Es war Lenchen, erfroren von der kühlen, durchwachten Nacht, betäubt und erschöpft; sie sah sie nur mit ganz matten Augen an und sagte leise: „Mutter, darf ich noch herein?“

„Komm, komm, ei du dummes Kind, wo läufst du herum?“ sagte gutmüthig die Mutter und führte das zitternde Mädchen eilig die Treppe hinauf in das Stübchen der Mädchen, wo Klara noch fest schlief; sie entkleidete sie, legte sie zu Bett und deckte sie warm zu. „So, so, nun bleib' fein ruhig,“ sagte sie sanft, „ich will dir warme Milch machen.“ Lenchen ließ ganz still alles mit sich anfangen; als die Mutter fort war, deckte sie ihr Haupt in's Kissen und weinte bitterlich. Die Mutter brachte warme Milch, und als das immer noch schaudernde und frierende Kind davon getrunken, drückte sie sie wieder gut zu und sagte: „So, nun schlaf' nur!“ und bald schlief Lenchen so fest und tief, wie nur ein Kind schlafen kann.

Klara und Rudolf erwachten heut etwas spät, der kleine Heinrich zuerst, und sein erstes Wort an die Mutter war wieder: „Mutter, ist's wahr? ist das Lenchen im Wald verloren gegangen und haben sie die Wölfe und Bären gefressen?"

„Komm, ich will dir Lenchen zeigen," sagte die Mutter, „die Engelein haben sie wieder heimgeführt." Und sie nahm ihn hinüber in das Schlafstübchen. „Bist wieder da, Lene!" rief der kleine Bursch in lauter Freude, kletterte auf das Bett und zupfte sie am Haar, daß sie mit einem Schrei aufwachte. Ihre schwarzen Augen wurden aber bald hell, als sie in die lustigen Augen ihres kleinen Lieblings sah, der fröhlich rief: „Lene ist wieder da! das sind aber brave Wölf', daß sie dich nicht gefressen haben!"

Nun erwachte auch Klara und kam Rudolf herbei, und es war große Freude und Verwunderung über Lenchen's Rückkehr, und daß sie nicht von Räubern gestohlen und nicht von Wölfen gefressen worden.

Die Mutter hieß sie noch im Bett bleiben; erst als die andern Kinder und die Leute ihr Frühstück hatten,

setzte sie sich wieder an ihr Bett, um nun zu hören, wie es ihr denn eigentlich gegangen.

Lenchen, die sonst nie sehr mittheilend war, war mit einemmale ganz weich und zutraulich geworden und hatte immer Thränen in den Augen. „Ach, siehst du,“ sagte sie auf die sanfte, ernste Frage der Mutter, „ich will dir alles sagen. Wie wir in den Wald kamen, und es war so grün, und die Bäume rauschten, da war mir's auf einmal, als sei ich jetzt erst wieder daheim, und ich hätte überall hinaus und hinauf springen mögen. Es fiel mir alles wieder ein, wie's allemal so schön und so lustig gewesen ist: unsre großen Feuer im Wald, und wie ich mit den andern Kindern herumgesprungen, und mein Vater fiel mir ein, wie er so traurig gewesen, als er von mir fortging. Da habe ich alles vergessen, was ich Gutes und Liebes von euch gehabt, ich dachte, ihr alle habt mich doch nicht so recht lieb, ich gehöre eben in den Wald. Da bin ich denn gesprungen und gesprungen, so weit ich gekonnt, daß mich niemand mehr finden soll, und wollte meinen Vater suchen. Aber es ist Nacht worden und kalt, und war so grausig! So allein bin ich doch zuvor nie

gewesen, und ich lief fort und immer fort. Endlich kam ich heraus aus dem Wald, ich weiß nicht wo, es war aber ein Bauernhof und brannte noch Licht; wie ich aber hin wollte und bitten, daß man mich aufnehme, da bellte ein großer Hund ganz erschrecklich, und ich weiß, daß ein Hund einmal meinen Vater arg gebissen hat. So habe ich mich gefürchtet und bin gesprungen fort und fort, bis auf die Straße und bis hieher an's Haus; aber ich war nicht so keck, daß ich klopfte. Da blieb ich auf der Schwelle sitzen und es hat mich sehr gefroren."

„Und glaubst du immer noch, daß wir dich nicht lieb haben?" fragte die Mutter mit ihren freundlichen Augen.

„Nein, der Heinrich hat mich lieb," versicherte Lenchen freudig, „ich hab's gesehen an seinen Augen, die andern auch — und du. Aber" — fuhr sie leis und nachdenklich fort, „so recht gern kannst du mich doch nicht lieb haben, wie deine schönen, weißen Kinder; ich bin so schwarz und so wild." „Ich habe den Heiland lieb," sagte ruhig und sanft die Mutter, „und wie du so erfroren vor unsre Thüre kamst, so dacht'

ich, der Heiland, der alle Kinder lieb hat, habe dich vor unsre Thür geschickt, daß wir dich behalten und ein braves Mädchen aus dir machen sollen, das einmal in seinen schönen Himmel kommt; darum haben wir dich aufgenommen und darum wollen wir dich lieb haben, wenn du brav bist und nicht wieder fort läufst."

„Ich geh' nicht wieder," rief Lenchen weinend und legte ihr schwarzes Köpfchen auf der Mutter Hände, die ihr sanft über die Stirne strich und sagte: „Ja, sei nur fromm und folgsam."

Von da an war es erst, als ob Lenchen recht zum Hause gehöre, besonders war sie der Mutter ergeben und folgsam wie ein treues Hündlein; in den Wald aber wollte sie lieber gar nicht wieder.

Die Mutter freute sich, daß Lenchen immer mehr sich brauchbar, willig und geschickt zeigte; selbst Katharine konnte nicht leugnen, daß sie flink und gewandt sei, brummte aber wieder: „Das hat sie noch von dem Seiltänzerwesen her." Katharine ließ sich nämlich nicht nehmen, daß Zigeuner und Kunstreiter, Seiltänzer und Komödianten, alle eins und dasselbe seien, alles „Schnurranten und Scheurenpurzler!"

Hie und da lebte freilich das alte, wilde Zigeunerkind noch in Lenchen auf. Die Mutter hatte sie einmal in den Garten geschickt, um Gemüse zu holen; wer aber nicht heimkam, das war Lenchen. Endlich sandte man Heinrich, der ihr immer ein sehr guter Kamerad war, um sie zu suchen. Der Garten war nicht verschlossen, die Gemüse lagen bereit, aber kein Lenchen weit und breit. Endlich hörte er hoch von dem alten Nußbaum herunter singen:

I bin vom Wiesenthal,
Mi kennt mer überall,
Daß i a schwarze Zigeunerin bin.

Nun, ja, da saß Lenchen hoch oben auf dem Nußbaum, aß rohe Rüben und sang dazwischen.

„Lenchen, komm herunter!“ rief Heinrich.

„Kann nicht!“ rief sie herab.

„Warum denn nicht?“

„Drum sitz' ich schon so lang da oben und es ist so schön und auf dem Boden ist's langweilig.“

„Aber die Mutter wartet auf dich!“

„Gerad deswegen. Es ist so bös von mir, daß ich nicht das Gemüs heimgebracht habe; jetzt geh' ich lieber gar nimmer heim.“

„Aber dann wird die Mutter wieder so bekümmert, wie damals, als du im Wald geblieben bist.“

„Geh' nur, nimm das Gemüse und bring's der Mutter heim,“ rief Lenchen traurig herunter.

Der gute Heinrich wußte sich nicht zu helfen, packte das Gemüse zusammen und ging heim, um die Mutter zu holen. Sobald er aber den Rücken wandte, schlüpfte Lenchen flink wie ein Kätzchen vom Baum herunter, stieg über den Zaun, rannte nach Haus und in die Küche, wo die Mutter stand. „Mutter, o Mutter, sei nur nicht böse, ich bin so dumm gewesen, es war so schön auf dem Baum!“ Die Mutter verstand nicht, was sie wollte und warum sie leer kam. Da kam Heinrich von der andern Seite herbeigesprungen: „Mutter, draußen sitzt Lenchen auf dem Nußbaum und will gar nicht mehr herunter, komm doch nur und hol' sie!“ Wie erstarrt blieb er stehen, als das Lenchen vom Nußbaum gesund, frisch und lachend vor ihm stand, und auch die Mutter lachte und konnte nicht mehr böse sein.

Der Sommer verging, im Herbst getraute man sich doch wieder, Lenchen mit in den Wald zu lassen. Da

war sie unübertrefflich im Entdecken von Haselnußbüschen, auch verstand sie prächtig, Feuer anzuzünden, um welche die Kinder in heller Lust sich lagerten. Das Zigeunermädchen wurde durch ihre Gefälligkeit und Gewandtheit ganz berühmt unter ihren Gespielen. Als diese aber einmal vorschlugen: „Jetzt wollen wir Zigeuners spielen; du, Lenchen, kannst die alte Zigeunermutter sein, am Feuer sitzen und Katzen braten; nicht wahr, die Zigeuner essen gebratne Katzen?“ da wurde sie böse und betrübt, sie wollte das Zigeunerleben nicht zum Spott machen lassen.

Von ihrem frühern wilden Waldleben, von ihrem Vater und dem kleinen Brüderchen, das erfroren war, redete sie mit niemand, als hie und da mit der Mutter, zu welcher sie am meisten Liebe und Zutrauen hatte.

„Jetzt wird's kalt draußen,“ sagte sie leise zu ihr, als am ersten November, während es regnete und stürmte, die Kinder das Bratäpfelfest feierten und mit Jubel warteten, bis die Aepfel im heißen Ofen mit Zischen

anzeigten, daß sie fertig seien. „Juheh! jetzt wird bald Christtag!“ rief Heinrich, „da freu’ dich Lenchen! Mutter, kommt das Christkind auch zu Lenchen?“ „Gewiß, wenn sie fromm, brav und folgsam ist,“ sagte die Mutter. „Freu’ dich, Lene!“ wiederholte er; „freust du dich auf den Christtag?“ „Den Christtag?“ fragte Lenchen, „was ist da?“ „Jeh, die weiß nicht, was am Christtag ist!“ rief triumphirend Heinrich, „und sie ist doch schon so groß.“ „Ach, ja, ich weiß schon,“ sagte Lenchen etwas beleidigt, „es ist ein Fest, da backen sie auf dem Dorf große Bretzeln und oft auch Kuchen; eine gute Bäckersfrau hat mir einmal einen großen braunen Lebkuchen geschenkt und hat gesagt: „Da, Kind, daß du auch weist, daß Christtag ist.“

Erstaunt drängten sich die drei Kinder um das arme Lenchen, die nicht wußte, was Christtag ist und wollten ihr das alle zusammen begreiflich machen; die Mutter wehrte ihnen sachte. Aus ihrem Munde hatte Lenchen schon vieles gelernt von dem heiligen Buche, das dem armen Kind seither so ganz verschlossen geblieben war; und die Kinder vom Hause, die das alles so von Jugend auf gewöhnt waren, hatten oft kaum

begriffen, wie Lenchen so entzückt, mit glänzenden Augen, auf die Bibelgeschichten horchen konnte, die sie schon so lange wußten. So erfuhr nun Lenchen von der Mutter und vom Lehrer, daß der Heiland als ein Kind auf die Welt gekommen sei, um allen Armen und Betrübten zu helfen; um denen, die keine Freude auf der Erde haben, den Weg zu dem schönen, seligen Himmel zu öffnen: sie hatte es gehört und mit ihren großen schwarzen Augen die Mutter dazu verwundert angeschaut, — begreifen hatte sie es nicht können.

Nun kam der Weihnachtsabend. Die Kinder waren beisammen in der Kinderstube, sie konnten nicht spielen und nicht lesen, es war nur ein fröhliches Herumgetrampel und erwartungsvolles Flüstern. Lenchen hatte ihren Kopf an's Fenster gedrückt und sah hinaus in die winterliche kalte Nacht. Es war stockfinster draußen und der Schnee rieselte in dichten Flocken herunter; sie mußte an ihren Vater denken, wo in aller Welt der wohl jetzt herumirre. Es war ihr gar traurig um's Herz, sie konnte die Freude der andern nicht verstehen. Wohl fiel ihr ein, was die Mutter ihr von dem Heiland erzählt hatte, der gekommen sei, zu suchen, was ver=

loren ist; aber sie konnte es immer noch nicht glauben. „Mein Vater weiß ja gar nichts vom Heiland, und will auch nichts von ihm!“ seufzte sie bei sich.

Da hörte man drüben aus der geöffneten Thüre des Wohnzimmers die Mutter den Choral spielen:

„Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren!“

Das war das Zeichen, daß man kommen dürfe. Jubelnd stürzten sich die Kinder hinüber. Lenchen, sonst die lauteste und wildeste, schlich diesmal leise nach, — es war so wunderbar, wie der helle Lichterglanz ihr entgegenströmte. Die Kinder des Hauses achteten nicht viel auf den Weinachtsbaum, jedes suchte seinen Tisch und verkündete mit Jubelgeschrei seine Geschenke. Lenchen sah nichts als den hohen, dunkelgrünen, lichtstrahlenden Baum, darunter stand ein schönes, großes Christusbild in weißem Alabaster: der Herr, wie er segnend seine Hände breitet über Kinder, die zu seinen Füßen knieen. Es war dies das werthvolle Geschenk eines fernen Onkels der Frau Wagner und die alljährliche Zierde des Weihnachtstisches. Lenchen blickte hin wie verzückt mit leuchtenden Augen. Von dem freudigen Blick auf die eignen Kinder, wandte sich die Mutter

zu dem fremden Kinde: „Nun, Lenchen, wollen wir 'mal deine Sachen suchen," sagte sie freundlich. Da blickte das Kind sie an, drückte das Köpfchen fest, fest an sie und sagte mit heißem Weinen: „Oh, ich weiß jetzt, ich glaube es, daß der Heiland auf die Welt gekommen ist!"

„Auch zu dir ist er gekommen," sagte die Mutter mit sanfter Stimme, „und er hat's uns in's Herz gegeben, daß wir dir Freude machen sollen." Mit kindlicher Lust freute sich nun Lenchen an der schönen Puppe, der Küche und den warmen Kleidchen, die ihr das Christkind bescheert; aber tief und mächtig über alles blieb ihr der erste wunderbare Eindruck des Weihnachtsbaums.

So wuchsen die Kinder allmählig heran. Klara wartete jetzt nicht mehr auf die Zeit, wo eine fremde Gräfin kommen und das geraubte Lenchen in Glanz und Herrlichkeit heimführen werde; jedermann, selbst Katharine, hatte sich gewöhnt, sie als Glied des Hauses

anzusehen. Auch den Vater, dem ihr wildes, lebhaftes Wesen lange zuwider gewesen war, hatte sie durch ihre Gefälligkeit und pünktlichen Gehorsam gewonnen; sie hatte großen Respekt vor ihm und war ganz glücklich, wenn er sie zu kleinen Dienstleistungen im Laden verwendete, zu denen Klara immer etwas vornehme, spitze Fingerchen machte.

Klara war nun ein erwachsenes Mädchen, hübsch, schlank und groß, und bildete mit ihrer weißen Haut, ihren blonden Haaren und blauen Augen einen eignen Contrast gegen Lenchen, die zwar etwas gebleicht war und mit ihren glänzend schwarzen Zöpfen und hellen Augen auch gar nicht übel aussah, die aber doch das Zigeunerkind nie ganz verleugnen konnte. Die beiden paßten gut zusammen: Klara war sehr ordnungsliebend und fleißig, aber sie liebte die Ruhe, nichts war ihr lieber, als ungestört bei ihrem Buch oder an ihrem Nähtisch zu sitzen; Lenchen dagegen zog alle beweglichen Geschäfte vor und tummelte sich am liebsten in der Küche, in Haus und Garten. Die Mutter, die von zarter Gesundheit war und oft fürchtete, daß sie nicht lange bei den Ihrigen bleiben dürfe, ließ ihnen über, sich in

die Geschäfte zu theilen, und freute sich, durch ihre Töchterlein mancher Arbeit enthoben zu sein.

Eines Abends kam sie müde und krank vom Garten heim und mußte sich zu Bette legen, so wenig sie gewöhnt war, sich nachzugeben; sie hatte Fieber und der Arzt empfahl ihr große Ruhe. Klara übernahm ihre Pflege; Lenchen, die dazu für zu jung und zu flüchtig galt, sollte die Geschäfte draußen mit Katharine besorgen und den ungestümen Heinrich in Ruhe halten. So oft sie konnte, kam sie wenigstens auf die Schwelle des Krankenzimmers, glücklich, wenn sie nur den kleinsten Dienst besorgen durfte. Der Vater war verreist, Rudolf auf der Universität; um so ängstlicher besorgt war Klara, daß die Mutter gut verpflegt würde. Sie wollte nachts bei ihr wachen; das gab aber die Kranke nicht zu, die nie gewöhnt war, Rücksicht auf sich selbst zu nehmen. „Leg' dich in's Bett in meinem Zimmer, Kind," sagte sie; „so bist du in meiner Nähe, wenn ich etwas brauche." Klara legte sich mit dem festen Vorsatz, gar nicht zu schlafen, — aber sie war jung, gesund und müde, und während sie ängstlich lauschte auf die kurzen, heißen Athemzüge der Mutter, schlief

sie fest und tief ein. Die Kranke aber hatte nur einen unruhigen, unterbrochenen, fieberhaften Schlummer; nach einer Stunde erwachte sie mit quälendem Durst: „Klara, Kind, Wasser!“ stieß sie leise heraus, aber die gute Klara lag im ersten Schlaf und hörte sie nicht. Da stand leise, wie ein Geist, das braune Lenchen an ihrer Seite mit frischem Wasser, es war, als ob sie aus dem Boden geschlüpft sei; sie blieb am Bette, um jeden kleinen Wunsch der Kranken erfüllen zu können, die endlich ruhiger wurde. Als Klara gegen Morgen, erschrocken im Gefühl einer Versäumniß aufwachte und ängstlich nach der Muter hinüber sah, da lag diese auch in sanfterem, natürlichem Schlummer, und neben dem Bett auf dem Boden saß das braune Lenchen, die überwältigt vom Schlaf da zusammengesunken war. Sie hatte nicht gewagt zu bitten, daß man sie die Nacht bei der Mutter lasse; aber sie hatte ihre Matraze heimlich am Fußende des Bettes auf den Boden gelegt, um da zu bleiben. Verwundert erwachte sie, als Klara versuchen wollte, sie auf die Matraze zu legen. „Ich, — ich wär' nur so gern da geblieben,“ sagte sie entschuldigend, als ob sie etwas Böses

gethan hätte. „O Lenchen, du einfältig Lenchen," sagte die Mutter, als sie später bei ihrem Aufwachen erfuhr, wer sie in der Nacht erquickt hatte, „warum fürchtest du dich? du bist ja auch mein Kind. Du kannst auch dem Vater noch eine gute treue Pflegerin werden, wenn ich nicht mehr da bin, und auch Klara vielleicht vom Vaterhaus weggezogen ist," setzte sie leise in wehmüthiger Ahnung hinzu.

Wie helles Licht und warmer Sonnenschein drangen diese Worte in die Seele des Zigeunerkindes.

Der Mutter Genesung wurde mit einem festlichen Kaffee in der großen Gartenlaube gefeiert. Es war Herbst und die Ranken der wilden Rebe hingen purpurroth in reicher Fülle über dem welkenden Grün des Jasmins. Klara hatte ihre Kochkunst in einem königlichen Gugelhopfen verherrlicht; Lenchen saß bei einem lodernden Feuer vor der Laube, zwar nicht hinter einem Kessel mit Katzen, aber doch hinter dem Kaffeekessel, den sie auch ganz vortrefflich zu behandeln wußte;

ihrem braunen Gesichtchen stand die helle Freudenröthe wohl an, mit der sie die genesene Mutter betrachtete. Der Papa hatte sich auch vom Geschäft losgemacht; die jungen Herren, die daheim des Ladens warten mußten, und die Katharine, die das Haus hütete, waren bereits mit Festkaffee und Bretzeln versorgt; denn die Mutter konnte nur vergnügt sein, wenn sie alle bedacht und befriedigt wußte. Rudolf hatte Ferien, auch Fritz, der ehemalige Lehrling, der damals das Eichhörnchen und die wilde Lene im Walde so gut gehütet hatte, hatte längst ausgelernt und war eben auf einer Geschäftsreise als Gast da, um nun die Festfreude zu theilen. Herr Wagner hatte nun einmal die Geschäftsmiene abgelegt und blickte so recht vergnügt seine gute, treue Frau an, die, von den emsigen Mädchen zur Ruhe gesetzt, noch etwas blaß und müde, aber mit heitrem Lächeln den kleinen Kreis überschaute.

Lenchen hatte den Kaffee kunstgerecht vollendet, auf dem Tischchen vor der Laube eingeschenkt, und bot ihn nun herum. „Na, braunes Kätzchen,“ sagte der Vater in seiner allerbesten Laune, „du gehörst auch dazu, da, macht Platz für sie! Darfst nicht wieder auf einen

Eichbaum davonklettern!“ In dem frohen, dankenden Blick, mit dem Lene zu ihm hinübersah, tauchte eine leise Wehmuth auf; die Güte des neuen Vaters mahnte sie an ihren eignen Vater, den sie nicht vergessen hatte und von dem sie nie mehr gehört, seit jenem Wintertage.

In dem Augenblick ließ sich ein eigenthümlicher, durchdringender Pfiff hören. Verwundert schaute die heitre Gesellschaft um sich, Lenchen aber war todesbleich geworden, die Tasse in ihrer Hand klirrte, ihr Auge schaute starr und gespannt nach der Richtung, woher der Ton kam. Noch einmal ertönte das Pfeifen und rasch wie ein Pfeil schnellte Lenchen auf und davon aus dem Garten. Erstaunt blickten ihr die andern nach. „Sie wird bald wieder kommen, es kann gerade nichts besonderes sein,“ meinte Klara; aber sie kam nicht wieder, und Heinrich ward endlich auf Kundschaft ausgeschickt, um nach ihr zu sehen.

Unweit vom Garteneingang, den man von der Laube aus nicht sehen konnte, war ein kleines Gehölz; dort auf der Bank saß ein verwildert aussehender, alter Mann, dessen weiße Haare seltsam abstachen gegen

seine schwarzbraune Farbe; vor ihm lag Lene auf den Knieen und hatte ihr Gesicht auf seinem Schoß liegen; der rauhe, wilde Mann streichelte mit eigenthümlicher, rührender Zärtlichkeit ihre glänzenden Haare. Heinrich, nun ein flotter Gymnasist, stand zuerst wie versteinert; eine eigne Scheu hielt ihn ab, Lenchen zu rufen oder näher zu treten. Er rannte wieder in die Laube zurück und rief: „Drunten im Wäldchen sitzt ein wilder Räuber oder Zigeuner, und Lene kniet bei ihm und weint.“ „Das ist ihr Vater!“ sagte Frau Wagner, mehr erschrocken als erfreut. „Ich muß sagen,“ sagte der Vater etwas verdrießlich, „das kommt mir ungeschickt. Es ist jetzt mit dem Mädchen besser gegangen, als man gehofft; da war ich immer froh, daß der Alte nichts von sich hören ließ.“ Die Mutter ging leise hinaus und hinunter zum Wäldchen. Vater und Kind saßen beisammen; das reinliche, zierlich gekleidete Mädchen angelehnt an den rauhen, zerlumpten Mann, ihre Hand in der seinen; sie sprachen kein Wort, er betrachtete sie nur fort und fort. Lenchen blickte auf und sah die Mutter. „Mein Vater ist da,“ sagte sie zu ihr mit fast wehmüthigem Ton; „die andre“ (sie

hatte die Stiefmutter nie gern Mutter genannt), „die andre ist gestorben und er ist jetzt allein auf der Welt.“ „Guten Abend,“ sagte Frau Wagner freundlich zu dem Mann, er nahm seine Mütze ab und nickte mit dem Kopfe. „Geh' hinein in's Haus, Lene,“ sagte die Mutter, „und hole deinem Vater einen frischen Trunk, er wird durstig sein, oder — nimmst du ihn lieber mit dir hinein? ihr könntet in dem untern Stübchen beisammen sein.“ Sie sagte das etwas zögernd, weil sie doch nicht wußte, ob das hübsch gekleidete Mädchen, die fast als Tochter vom Hause gehalten war, sich nicht schämen würde, am hellen Tag mit dem verwilderten Zigeuner zu gehen. Das schien Lenchen gar nicht einzufallen. „Komm, Vater,“ sagte sie und stand mit ihm auf. Die Mutter gab ihr die Schlüssel; sie verstand nicht recht, warum das Mädchen sie beim Gehen mit einem so unbeschreiblich traurigen Blick ansah. Sie kehrte zu den andern in die Laube zurück; aber niemand mochte mehr viel reden, das unerwartete Ereigniß lag wie ein Druck auf allen.

Katharine, die immer älter, immer getreuer und immer wunderlicher wurde, war nicht in der besten

Laune, als die Kaffeegesellschaft gegen Abend nach Hause kam. „So, ich bin froh, daß der Herr kommt," brummte sie; „ich fürcht' mich mit dem Schlowacken da allein im Haus, hab' auch den Herren im Laden gesagt, daß sie alles gut schließen; wo eins ist von solchem Volk, da sind immer auch mehr. Ich bin gleich vorher erschrocken, wo er hergekommen ist und hat nach der Lene gefragt; hätt's ihm lieber nicht gesagt, daß sie im Garten ist." „Wo ist Lene?" fragte Frau Wagner. „Drunten sitzt sie bei ihm im Stübchen und hört und sieht sonst nichts. Hab ich mich fast todt geplagt, bis ich das Mädchen ein bißchen hergezogen hab', kommt jetzt der Schnurrant und bringt sie wieder ganz und gar aus dem Gleis. Ich thät mich ja zu todt schämen, wenn so ein Heidentürk mein Vater wär'." Frau Wagner mußte lächeln; Katharinens Verdienste um Lenchen's Erziehung waren wirklich nicht so groß, höchstens hatte sie sie in der Geduld geübt.

Sie dachte, es sei am besten, Vater und Tochter noch allein zu lassen und schickte nur dem alten Mann etwas zur Stärkung und Erfrischung; erst später ging sie hinunter, um mit ihm zu reden. Er war voll



42

Vor ihm lag Lene auf den Knieen.

Dankes für Alles, was sie seinem Kinde gethan hatte, aber er versank in ein trübseliges Stillschweigen, so oft er Lenchen ansah.

Als Frau Wagner wieder oben allein im Zimmer war, — während Klara von Rudolf im Nebenzimmer die neuesten schönen Studentenlieder spielen und singen lernte, — da kam Lene leise herein, sie setzte sich, wie sie gern that, auf den Schemel zu der Mutter Füßen und sah sie traurig an. „Mutter," fing sie endlich an, „ich muß fort." „Was fällt dir ein," fragte die Mutter erschrocken. „Ich muß fort," wiederholte sie betrübt, „mein Vater ist allein auf der Welt, der hat niemand, der ihn lieb hat." „Aber du kannst nicht daran denken, wieder in ein herumstreifendes Zigeunerleben zurückzukehren!" „Ich muß doch," sagte Lenchen mit dem gleichen unbeweglichen Ton, „laß mich lieber; wie weh es mir thut, das weiß Gott." „Nun, sei indeß ruhig, Kind, rüste deinem Vater ein Bett im untern Stübchen, ich will mit meinem Mann reden."

Am andern Morgen hatte Herr Wagner eine lange Unterredung mit Lenchens Vater. Er stellte ihm vor,

wie nachtheilig es für das Mädchen wäre, wenn sie jetzt, nachdem sie sorgfältig erzogen und unterrichtet sei, wieder einem wilden herumstreifenden Leben anheimfallen sollte. Er schlug ihm vor, — und dieser Vorschlag kostete Herr Wagner große Ueberwindung, da er auch etwas von dem Widerwillen der Katharine gegen derartige Leute hatte, im Orte bei seiner Tochter zu bleiben. „Ich kann Euch mit Packen und Arbeiten für den Laden und im Garten beschäftigen, die übrige Zeit könntet Ihr, da Ihr noch ein starker Mann seid, als Taglöhner ein Schönes verdienen; Lene bleibt bei uns, und könnte daneben doch für Euch sorgen, und Ihr wäret des elenden, nahrungslosen Lebens los. . . .“

„Wird nicht mehr gehn, Herr,“ sagte der Zigeuner, „das könnt Ihr Leute nicht wissen, wie's unser einem ist, der all sein Leben lang frei und wild draußen gelebt hat; wenn ich auch wollt', ich könnt' mich nicht so einsperren an Einen Ort. Wenn's des Mädchens Glück ist, so will ich sie ja da lassen, wenn's auch mir ist, als ob man mein Herz herausrisse; — anspannen wie einen Stier am Joch kann ich mich nicht mehr.“

„So geht denn Eures Weges, verblendeter Mann,“

sagte der Kaufmann, „wenn Ihr in sehr großer Noth seid, so wendet Euch an mich, außerdem ist es wohl besser, Ihr stört Lenchens Ruhe nicht oft.“ Herr Wagner gab dem Zigeuner noch ein reichliches Geldgeschenk, und nahm Abschied von ihm; er hatte gewiß gethan und angeboten, was er konnte, um den Vater und sein Kind beisammen zu lassen; er war ärgerlich über den eigensinnigen Mann, und doch konnte er das große Mitleid mit seiner Einsamkeit nicht los werden.

Den Tag über ließ man Vater und Kind noch beisammen, gegen Abend zog der Zigeuner fort; Lenchen begleitete ihn nicht weiter, als unter die Hausthür, dann ging sie herauf, setzte sich wieder auf den Schemel an der Mutter Arbeitstisch und weinte lange und bitterlich.

Früh in der Morgendämmerung des nächsten Tages öffnete sich leise die Thür von Wagners Haus. Lene kam heraus in ihrem runden, braunen Hut, ein kleines Bündel unter dem Arm. Ringsum waren noch die Laden aller Häuser geschlossen, keine Seele wach; Lenchen setzte sich auf einen Eckstein, dem Hause gegenüber, und betrachtete noch einmal lange, lange das gute, alte Haus, das sie vor zehn Jahren als ein er-

frorenes, hilfloses Kind aufgenommen, wo sie Liebe, Pflege, Unterricht gefunden, wo ihr niemand etwas zu Leide gethan und das sie jetzt doch verließ, freiwillig und heimlich. Nicht oft ist vielleicht in einem jungen Herzen ein schwererer Kampf gestritten worden, als in Lenens an diesem Morgen. An alles, was sich sonst wohl in ihr geregt hatte von Verlangen nach dem wilden freien Leben ihrer Kindheit, dachte sie nicht in diesem Augenblick; sie dachte an die gute warme sichere Heimat, an die lieben, treuen Herzen, die guten, sanften Worte der Eltern und Geschwister, an den traulichen runden Abendtisch und das friedliche Lampenlicht, das den kleinen Kreis erhellte, — und dagegen an ein Leben voll Armuth und Entbehrung, Hunger und Kälte, Schmach und Schande; sie dachte an ihrer Mutter einsames Sterbebett tief im Walde, an das erfrorene kleine Brüderlein, — und doch, — mächtiger als das alles war der Zug der angebornen Kindesliebe. Sie faltete noch einmal die Hände zu leisem Gebet, blickte lange, lange auf das Haus und schritt dann weiter, weiter, ohne sich ein einzigesmal umzusehen.

Draußen vor der Stadt, wo all die kleinen, zer-

streuten Häuser der Vorstadt zu Ende waren, lag unter einer Hecke ein Mann, der vom ersten Tagesgrauen an unverwandt auf den Weg blickte, der zur Stadt führte. Als Lene näher kam, sprang er auf und drückte mit wilder Freude das Mädchen an sich. „Du bist's, du bist doch gekommen!“ rief er; „du läßt mich nicht allein! und du sollst's auch gut bei mir haben, sollst das Erste und Beste von allem haben, was wir bekommen, und der Herr lasse meine Hand verdorren, wenn ich sie je im Zorn aufhebe gegen dich!“ Lenchen war diese Sprache nicht mehr gewohnt. „Nur eins, Vater, bitte ich dich,“ sagte sie ernst, „gib mir die Hand und versprich mir, daß du mich nimmermehr zu etwas zwingen willst, das ich nicht für recht halte.“ Und der Alte schwur's ihr zu mit einem der seltsam schaurigen Eidschwüre der Zigeuner, die sie unverbrüchlich heilig halten.

Und wie sie so dahin schritten miteinander, hinaus in den hellen, kühlen, duftigen Morgen, dem Walde entgegen, dem dunklen, rauschenden Wald, der schon begann, sich bunt zu färben, da regte sich auch wieder das alte, wilde Blut des Zigeunerkindes, der lockende

Zauber der Ferne, der Freiheit, kam über sie, und sie, die erst noch so bitter geweint, so schwer geschieden, ging nun rasch und leichten Schrittes mit dem Vater dahin, in die weite, weite Welt hinaus, — wohin?

Daheim war großes Erstaunen, große Betrübniß, als man Morgens Lenchen's Bett leer und unberührt und die Hausthüre offen fand. „Hab's gesagt, hab's gesagt," sagt Katharine wieder, „das hat man von so Seiltänzers- und Schlawakenvolk! jetzt ist sie doch noch durchgegangen, schauet nur nach, was sie alles hat mitlaufen lassen!" Damit war's nun nicht schlimm; von all ihren Sachen hatte Lenchen außer dem Kleid, das sie auf dem Leibe trug, nur ein ganz einfaches Gewand mitgenommen, etwas Weißzeug und Arbeitsgeräth. „Sie kommt gewiß wieder," meinte Klara, „sie hält's nicht aus bei dem Zigeunerleben." „Nachschicken sollte man einen Reiter, der sie einholt!" rief Heinrich im höchsten Eifer; „sie hat nicht gehen wollen, der böse Zigeuner hat sie gewiß gestohlen!" „Dieser schnöde Undank verdiente, daß man sie ihrem Schicksal

überließe," sagte der Vater, dem es mehr als er selbst wußte, um das Mädchen leid that.

Die Mutter hatte auf dem Tisch neben Lenchens Bett einen Brief gefunden, den sie öffnete und laut las:

„Liebe Eltern und Geschwister!

„Ihr habt mir nichts als Gutes, nichts als lauter „Liebe und Treue erwiesen, ich habe Euch nichts ver„gelten können und nun, wo ich älter bin, wo ich „Euch vielleicht den Dank für Eure Liebe zeigen könnte, — nun gehe ich von Euch, für immer.

„Ihr habt Recht gehabt mit allem, was Ihr mir „vorgestellt, aber — mein armer Vater ist so allein „wie niemand auf der weiten Welt. Von den Leuten „aus unsrem Stamm ist er schon lang getrennt, sie, „die Andre, die er nach meiner Mutter genommen, „hat mit jedermann im Hader gelebt; — und nun „wird er alt und ist so ganz verlassen; Ihr Alle „habt mich lieb, aber Ihr seid reich und glücklich „miteinander, Euch wird es nicht fehlen um die arme, „braune Lene, die ihrem alten Vater ist wie Sonnen„licht und Himmelsthau.

„Der allmächtige Gott vergelte Euch, was ich nicht „vergelten kann, mit tausendfältigem Segen! Ich bitte „inständig, daß Ihr nicht nach mir fragen und forschen „wollet, Ihr würdet nur mein armes Herz noch ein„mal so schwer und so traurig machen, als es heute „ist. Ich habe vor Gottes Angesicht gelobt, daß ich „Eurer nicht vergessen will, und nichts thun, was nicht „recht ist vor Gottes Augen und vor den Augen meiner „lieben Mutter. Betet für mich, daß ich es halten „könne, und denket an mich in Liebe, als an Eine „die gestorben ist.

„Wenn ich in bittre Noth oder in Gefahr der Sünde „kommen sollte, so will ich zu Euch flüchten, das ver„spreche ich Euch, aber ich bitte noch einmal: fraget „nicht nach mir. Lebet alle wohl und verzeihet mir. „Bis in den Tod

Eure

dankbare Lene."

Die Mutter konnte vor Weinen den Brief fast nicht zu Ende lesen; der Vater ging heftig auf und ab um seine Bewegung zu verbergen. „Was ist da zu thun?" fragte er endlich. „Ich denke," sagte die Mutter nach

stillem Nachsinnen, „wir thun, wie sie bittet; wir wollen nicht nach ihr forschen, aber wir wollen für sie beten, und sie der Leitung des Herrn übergeben.“

So geschah es, und sie hörten nichts mehr von dem braunen Lenchen.

Zehn Jahre nach dieser Zeit war es, als Herr Wagner an einem schönen Sommerabend hinausging in seinen Garten am Thor. Er war gar allein, der alte Mann, — denn ein alter Mann war er in wenigen Jahren geworden, seit man seine liebe, getreue Frau zu Grabe getragen hatte, — so allein, wie er es in seinem Leben nie gewesen war. Er dachte der Zeiten, wo ihm sonst diese Abendstunde die liebste gewesen war vom ganzen Tag, wo seine liebe Frau ihm zur Seite ging und mit freundlichem Gespräch die Wolken zerstreut hatte, die Aerger und Mühe der Tagesarbeit auf seiner Stirne gesammelt hatten; er dachte an die muntern Knaben, die vorausgesprungen waren, der kleine Heinrich, zu Pferde auf des Vaters Stock, der gesetztere Rudolf, meist mit einem Buch unter dem Arm, und die sanfte Klara mit dem Vesper-

körbchen, — auch das Bild des fast vergessenen Zigeunermädchens tauchte vor ihm auf, und der gutmüthige Fritz, der immer so gern Botschaft in den Garten getragen hatte; — wie war das alles nun so anders geworden.

Keiner von den beiden Söhnen hatte den alten, vom Großvater her angestammten Laden übernehmen wollen, der doch schon im dreißigjährigen Krieg von den Kroaten geplündert worden war, und der Vater war zu gut und zu verständig gewesen, um sie wider ihre Neigung zu zwingen. Rudolf war Pfarrer, was der Herzenswunsch der seligen Mutter gewesen, Heinrich hatte Medicin studirt und war eben auf Reisen, wo er in den Spitälern von Wien und Prag nach Herzenslust kuriren half, Klara freilich hatte nach des Vaters Wunsch einen Kaufmann geheirathet, und zwar den gutmüthigen Fritz, der ein recht stattlicher Mann geworden, und Theilhaber an einer prächtigen Fabrik war. Da wohnte nun Klara freilich schöner als in dem alten Hause auf dem Marktplatz, in einem reizenden Landhause, im schönsten, grünen Thal, — kein Mensch hätte geglaubt, daß der Fritz

es so weit bringen würde, — aber fern, fern vom Vater war Klara nun eben doch.

So kam es denn, daß der alte Herr jetzt so gar einsam war, Katharine allein war von all den frühern Bewohnern noch im Hause geblieben; ich glaube, sie wäre gar nicht gegangen, selbst wenn Herr Wagner sie hätte fortschicken wollen, aber mit aller Treue und Anhänglichkeit war die gute, alte Katharine mehr eine Last als eine Hilfe für ihren Herrn; sie wollte noch alles selbst besorgen und selbst thun, sie konnte sich mit keinem andern Dienstmädchen vertragen, die ihre zunehmende Schwäche doch nöthig machte, und eine Haushälterin zu nehmen, daran konnte Herr Wagner vollends gar nicht denken, die hätte nicht acht Tage neben ihr bleiben können. Wie oft seufzte er nach seiner sanften, verständigen Frau, die so gut verstanden hatte alles auszugleichen.

Seine Einsamkeit wurde ihm doppelt schwer, seit sein Augenlicht so sehr abgenommen hatte, daß er kaum mehr die nöthigsten Arbeiten seines Comptoirs versehen konnte, und sich zur Ruhe setzen, ganz unthätig sein, wollte er doch auch nicht.

So wandelte er gar traurig die Gänge seines Gartens auf und ab; — die Küchengewächse waren gedeihlich und in guter Ordnung, Katharine hielt sie noch in sorgsamer Aufsicht und unter viel Keifen und Zanken mußte sie Jakob, der Knecht, nach ihrer Angabe bepflanzen und umarbeiten; die Blumenrabatten aber, die die selige Frau so sorgfältig gepflegt, so schön in Blüthe erhalten hatte, die waren verwildert und nur hie und da sah noch eine der schönen Blumen aus der frühern Zeit unter Gras und Unkraut hervor. Er setzte sich in die Laube, wo sie sonst so fröhlich beisammen gesessen, wo die gute Hausmutter den Kindern für Vesperbrod, dem Vater für seine Flasche Bier gesorgt hatte; — die alte Katharine ließ sich's seit der Frau Tod nicht nehmen, ihren Herrn allein zu bedienen, heute aber hatte sie in der Eile eine Essigflasche statt der Bierflasche hingestellt, und er mußte durstig bleiben; die Abendgesellschaft im Wirthshaus besuchte er nicht gern, seit er auch am Gehör litt.

„Ja, es ist alles, alles ganz anders geworden," sagte er traurig vor sich hin.

Da kam mit leisem, schüchternem Schritt den Gang

herauf ein großes schlankes Mädchen, nicht jung mehr, sehr einfach, aber sauber und reinlich gekleidet, sie trug den großen braunen Strohhut am Arm und hatte die glänzenden schwarzen Flechten ihrer Haare sorgfältig aufgesteckt; sie ging langsam, fast so langsam, wie der alte Herr vorhin, wie bei ihm, schienen auch bei ihr allerlei wehmüthige und fröhliche Erinnerungen aufzuwachen, wie sie so durch die verwachsenen Wege hinaufging. Endlich stand sie vor der Laube; der alte Herr, der ihren Schritt nicht gehört, sah unruhig nach der hohen, ihm unbekannten Gestalt. „Bist du allein übrig geblieben, Vater?" fragte sie traurig. „Wer ist denn da?" fragte Wagner. „Kennst du mich nicht mehr, Vater?" fragte sie schüchtern, „darf ich noch kommen? denkt niemand mehr an die arme braune Lene?" „Du bist's?" fragte Wagner, der ihre Stimme im Augenblick wieder erkannte, vielleicht weil er gerade so viel der alten Zeiten gedacht hatte, „und du kommst wieder, und bist du brav geblieben und unverdorben? ach, wenn das die Mutter erlebt hätte! Sie hat oft an dich gedacht, noch in ihrer Todesstunde!" So wohl that es dem alten Herrn, wieder Eins aus der

guten, alten Zeit seines Hauses bei sich zu sehen, daß er allen Widerwillen gegen das Zigeunerkind vergaß, allen Groll, den er über ihr Entweichen empfunden.

„Aber woher kommst du, Mädchen, so auf einmal nach all der langen, langen Zeit?“ „Aus der weiten Welt, von meines Vaters Grab!“ sagte sie traurig. „Komm, setz' dich zu mir her, du wirst müde sein,“ sagte er freundlich. Die Ehre war Lenen auch in früherer Zeit nie widerfahren, daß sie der Vater zu sich sitzen hieß. „Du wirst auch müde sein und hungrig,“ sagte er, „ich wollte dir so gern von meinem Bier geben, aber sie haben mir Essig gebracht.“ „Du hast kein Bier, Vater!“ rief Lene, die noch wohl wußte, wie sehr dem Vater sein Abendbier Bedürfniß war, „kann ich dir holen?“ „Nicht daheim,“ sagte der Vater, lächelnd über Lenen's Dienstfertigkeit, die scheint's geradezu aus der weiten Welt kam, um ihm sein Vesperbier zu holen; „Katharina würde schrecklich böse, wenn wir sagten, daß sie Essig statt Bier geschickt, aber in dem Bierhaus am Thor gibt es gutes Bier, wenn du da holen könntest?“ Rasch wie der Wind war Lene aufgesprungen und wollte fort. „Halt, Mädchen,“ rief

Herr Wagner, „wie willst du's denn bezahlen? du hast ja kein Geld.“ „Ich habe Geld,“ sagte Lene mit einigem Stolz und zog ein kleines, blaues Beutelchen, ein ehemaliges Geburtstagsgeschenk von Klara, hervor, in dem einige Münze war. „Wo bringst du Geld her?“ fragte Herr Wagner etwas mißtrauisch, „deines Vaters Erbe wird nicht groß gewesen sein.“ „Ich habe überall auf dem Wege daher den Leuten bei der Ernte geholfen und etwas Geld verdient.“ „Nun, von dem sollst du mich nun nicht gerade freihalten,“ sagte gutmüthig lachend der Vater und gab ihr Geld; „nun geh, wenn du willst, und komme bald und erzähle wie mir, es dir in der langen, langen Zeit gegangen.“

Lene eilte fort, unbekümmert um die Verwunderung der Leute, die ihr begegneten und der Wirthin, die sich halb und halb des braunen Mädchens wieder erinnerte; sie brachte dem Vater frisches kühles Bier, Brod und Butter dazu, wie er es liebte; dem alten Herrn wurde auf einmal wieder ganz wohl und behaglich zu Muthe.

Und doch war ihm, während Lene fort gewesen, erst manches Bedenken über sie aufgestiegen. Zehn Jahre hatte sich das Mädchen mit dem alten Zigeuner

in der weiten Welt herumgetrieben, in zehn Jahren hatten sie nichts von ihr gehört, wie kam sie wieder zurück? Er ließ es diesmal gern geschehen, daß sie sich in bescheidener Entfernung von ihm setzte, obgleich er ihr freundlich einschenkte und zuredete. So ungern wie in früheren Zeiten mochte er feierliche Scenen und Rührungen, aber er fühlte doch, daß er etwas sagen mußte. „Lene," sagte er mit ernster Stimme, nachdem sie sich Beide erfrischt hatten; „Lene, vor drei Jahren ist die Mutter gestorben, sie hat auf ihrem Sterbebette noch für dich gebetet, wie sie dich immer auf treuem Herzen getragen. Lene, kannst du mit reinem Gewissen an der Mutter Grab treten?" Lene legte die Hände zusammen und sah den Vater ruhig mit klaren Augen an, wenn er sie auch nicht deutlich sehen konnte. „Vater," sagte sie mit ernster, fester Stimme, „ich habe ein sündiges, fehlervolles Herz, ich habe nie all das Gute vollbringen können, was ich gewollt und gesollt; aber Gott der mein Herz sieht, weiß, daß ich das Bild der lieben Mutter und ihre Lehren nicht Einen Tag aus dem Herzen verloren habe, daß ich mit reinem Aug und reinem Gewissen neben meine Schwester Klara mich

stellen darf. — Aber wo ist Klara?" fragte sie auf einmal ängstlich, bange, ob nicht am Ende Alle gestorben seien, die ihr so lieb gewesen.

Der Vater, erleichtert durch Lenens Erklärung, die er ihren steten, ruhigen Worten glaubte, erzählte ihr von all seinen Kindern und wie er sich nun so allein fühle, obgleich sie Alle gute und liebevolle Kinder seien.

„Und nun wollen wir heim, es wird kühl und spät," sagte er; „daheim sollst du mir erzählen, wie es dir gegangen ist in all der Zeit."

Davor war es Lenen etwas bang; sie war weit hergekommen, weil sie nach ihres Vaters Tode sonst keine Heimat mehr auf Erden hatte, sie hatte gemeint, noch Alle beisammen zu finden, wie vor zehn Jahren; jetzt scheute sie sich vor Katharine und den andern Hausgenossen, als das fortgelaufene Zigeunermädchen nun wieder hergelaufen zu kommen. Aber der Vater wurde ärgerlich über ihre Bedenken: „Ich, der Hausherr, führe dich wieder ein in mein Haus und niemand soll dich darum scheel ansehen; meine ich doch, meine liebe Marie und all die Kinder müssen wiederkommen, seit ich deine Stimme höre," setzte er weich hinzu.

Es war niemand mehr im Hause, der das Zigeunerkind gekannt hatte, als die alte Katharine. Die rumorte eben ganz unwirsch in der Küche herum. „Was gibt's?" fragte Herr Wagner, indem er unter die Küchenthür trat. „Ach, da ist mir das unverschämte Ding, das neue Küchenmädchen, wieder fortgelaufen, weil ich sie hieß das Wasser vom Brunnen bei Tag holen und nicht am Abend, wo der Brunnen nur eine Schwatzpartie ist. Und das grobe Ding sagte mir: von einer Frau wolle sie sich noch befehlen lassen, aber nicht von einer alten Magd. Ja wohl da! und die Frau selig, wie's keine mehr gibt, hat selbst einen Rath von mir angenommen!" „Da bringe ich Ihr eine Gehilfin," sagte der alte Herr gut gelaunt und schob Lene, die hinter ihm stand, in die Küche. „Die?" fragte Katharine etwas mißtrauisch, „so ein großes, schwarzes Weibsbild? nehmen Sie's nicht übel, Herr Wagner, aber darauf verstehen sich die Herren nichts." „Kennt Ihr mich gar nicht mehr, Katharine, die kleine Lene, die Ihr aufgezogen habt?" fragte Lene, die doch auch etwas von der Schlauheit ihres Stammes geerbt hatte; zugleich hatte sie mit

dem ihr eignen scharfen Blick bemerkt, daß sich die alte Katharine vergeblich bemühte, einen schweren Kochtopf zum Feuer zu setzen; rasch und leicht hob sie ihn auf und stellte ihn an seinen Ort. „So," sagte der Vater beifällig, „da sind ein paar stärkere und jüngere Arme, die sollen Ihr tüchtig helfen." Katharine konnte das nicht so geschwind begreifen, wie es ihr Herr im Garten begriffen hatte. „Ja was? wie denn?" fragte sie noch lange. Als ihr aber endlich klar wurde, daß wirklich das braune Zigeunerlenchen wieder da sei, da ging's ihr, wie dem Vater, es war ihr, als sei ein Stückchen der guten alten Zeit des Hauses wieder gekommen; auch wiegte sie sich wirklich in die glückliche Täuschung ein, *sie* habe das Mädchen erzogen und hergebildet, deßhalb könne es nicht so schlimm sein.

Lene weigerte sich, mit dem Vater und den Herren vom Laden, ihr lauter Fremde, zu Tische zu sitzen. „Laß mich mit der Katharine essen," bat sie, „ich bin keinen solchen Platz mehr gewöhnt." Nach Tische aber, als die Herren sich entfernt hatten, mußte sie sich zu ihm setzen und ihm all ihre Schicksale von jenem Morgen an erzählen.

Sie war damals mit ihrem Vater hinausgezogen bis zu seinem Schlupfwinkel im Walde und hatte Jahre lang mit ihm ein wanderndes Zigeunerleben geführt; der Vater hatte Geräthe aus Holz geschnitzt, die sie verkaufte, hie und da auch Musik gemacht. „Es war ein herbes, schweres Leben für mich," gestand sie, „ich war das nicht mehr gewöhnt, ich wollte gern für Andre nähen und stricken, aber niemand vertraute der Zigeunerin eine solche Arbeit an; nur hie und da ließen sie mich bei der Feldarbeit helfen. Bisweilen schloß sich der Vater auch wieder an eine Bande von unsren Leuten an, aber," sagte sie erröthend, „ich konnte da nicht bleiben, es wäre mir da nicht mehr möglich gewesen, nach dem Spruch zu leben, den mir der Herr Pfarrer am Konfirmationstage gegeben hatte: „Hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot." Ein Zigeunerkind war ich, aber ein Zigeunerweib wollt' ich nicht werden. Der Vater hat Wort gehalten und mich zu nichts gezwungen, was ich nicht für recht hielt. Aber ein schweres Leben war es oft in Sonnenglut und Kälte, in Armuth und Verachtung."

Warum bist du nie gekommen, warum hast du

nie geschrieben?“ fragte der Vater. „Ich konnte nicht,“ sagte Lene, „den Vater verlassen durft' ich nicht, mit Euch leben konnte er nicht, und mir wäre das Herz gebrochen, wenn ich wieder hereingesehen hätte in Eure Heimat, die mir erschien, wie der Himmel selber; da wollt' ich lieber gar nicht, gar nicht zurückblicken und vorwärts gehen, wußt' ich auch nicht, wohin. Und über alles hatte ich doch immer das Gefühl, daß Gott mich nicht verlassen; — in mancher Christnacht, wo mir kein Baum mehr brannte, habe ich an den Sternhimmel aufgeschaut und jenes Abends gedacht, wo ich bei dem Christbaumlicht zuerst die Freundlichkeit und Leutseligkeit des Heilandes habe begreifen können.

„Einmal aber, als wir nichts verdient hatten, — für mich betteln habe ich nie können, — blieb ich von Hunger und Müdigkeit erschöpft am Wege liegen; ich wäre vielleicht da gestorben, wenn nicht eine vornehme Dame, die daher gefahren kam, sich meiner erbarmt hätte; die war fast so gut, wie die selige Mutter, und ich sah wieder, daß diese nicht vergebens für mich betete, daß Gott mich nicht vergessen habe. Sie nahm mich in ihren Wagen, sie ließ mich pflegen in

ihrem Schloß, und wie sie meine ganze Geschichte hörte, da hat sie uns geholfen, wie nur wenig Menschen uns hätten helfen können. Sie machte den Vater zu ihrem Waldhüter, und der Vater, der wohl gesehen, daß ich zu Grunde gehen müßte bei dem Zigeunerleben, hat es mir zu liebe angenommen. Da hatten wir noch eine gute Zeit: wir wohnten ganz allein in einem kleinen Häuschen im Walde, das Brod war schmal, aber ich hatte gelernt, von noch schmälerem zu leben. Da konnte ich doch alles wieder ordentlich halten, wie mich's die selige Mutter gelehrt hatte; mit den Leuten hatten wir nicht viel zu thun, sie fürchteten den Vater, gegen mich aber waren sie gut und freundlich. Der Vater konnte im Wald herumstreifen wie er wollte, so wurde ihm das stille Leben nicht zu drückend. Und in dieser Stille und Ruhe ward auch seine Seele stiller und ich durfte ihm lesen und erzählen von dem heiligen Gotteswort, das die liebe Mutter mich zuerst gelehrt. Da fühlte er, daß er einen Heiland brauche, und ich glaube, daß der Herr ihn in der elften Stunde noch angenommen hat.

„Vor acht Tagen ist der Vater gestorben. Die

Gräfin hat mich in Dienst nehmen wollen, aber mir hat es keine Rast und keine Ruhe gelassen, ich meinte, ich habe auf der weiten Welt keine Heimat mehr als bei Euch. So bin ich denn gekommen; nun aber ist die Mutter todt, ich will dir nicht lästig fallen, lieber Vater, wenn du mich aber brauchen kannst, so bleibe ich, und sei's als die geringste Magd."

„Als ein Kind bist du wieder zum Vaterhause gekommen, und als ein Kind sollst du mir willkommen sein!" rief der gerührte Vater.

Und mit der Treue eines Kindes und der Demuth einer Magd blieb Lene in dem Haus, das ihr wieder zur Heimat wurde. Ihre hellen Augen wurden das Augenlicht des erblindeten alten Mannes, ihr kräftiger Arm sein Stab und seine Stütze. Selbst die brummige Katharine versöhnte sich mit ihr, da sie bescheiden und demüthig blieb und sie im glücklichen Glauben ließ, daß sie sie eigentlich aufgezogen habe.

Die Geschwister waren alle erfreut, als sie hörten, daß das braune Lenchen zurückgekehrt sei, mehr noch, als sie sahen, in wie treuen Händen der einsame Vater sei.

Und wenn Klara mit ihren Kindern nach Hause

kam, wo hätten sie eine treuere Wärterin, eine fröhlichere Gespielin gefunden, als Lene, die dann bescheiden zurücktrat, und den eignen Kindern den nächsten Platz bei dem alten Vater ließ? Sie zog mit ihnen in den Wald und veranstaltete lustige Zigeunerpartien, sie wußte ihnen von der guten Großmutter und von den Onkeln, als sie noch klein gewesen, von ihrem eignen, wechselvollen Leben so schön zu erzählen, daß sie nicht satt wurden, zuzuhören.

Auch nachdem sie den Vater treulich verpflegt bis zu seinem Tode, blieb Lene die treueste Gehilfin der Geschwister. Die Lust am Zigeunerleben regte sie nicht mehr, aber ein Wanderleben führte sie doch; sie wanderte von einem Geschwisterhaus zum andern, wo es zu helfen und zu schaffen gab, überall willkommen, überall am Platz, frisch und munter, liebevoll und demüthig. Das Zigeunerkind hat sich nicht in eine Prinzessin verwandelt, und doch hat die Wohlthat der Mutter so reiche Zinsen getragen. So oft Klara von jenem Wintertag spricht, an dem das arme Lenchen zuerst in ihr Haus gekommen, sagt sie ihren Kindern: Seid gastfrei, denn es haben Etliche Engel beherbergt.

Des Königs Pathenkind.

I.

Des Königs Pathenkind! Das klingt ja erstaunlich vornehm, und Ihr denkt Euch wohl eine feine Wiege von Rosenholz oder sonst einem seltenen Gehölze, ein seidenes Bettchen und einen Schleier von grünem Flor, darunter im gestickten Kleidchen und feinem Spitzenhäubchen ein zartes Kindlein schlummert.

Bei dem Königspathchen, das ich gekannt, da ist's so vornehm nicht hergegangen. Zwar hat sich, als es das Licht der Welt erblickte, ein Dach über seinem Haupte gewölbt vom schönsten Lasurblau, höher als der Thronsaal eines Königs, aber drunten auf dem Boden war's nicht so prächtig; die Mutter hat das Kindlein in alte Lumpen gewickelt und seine Wiege war ein zerbrochener Schubkarren ohne Räder. Das macht, daß das Knäblein, obschon es des Königs Path=

chen wurde, doch nur ein Sohn des Mauspeter und der Lumpenmadline gewesen ist.

Von wannen dieser besagte Peter eigentlich stammte, und warum er's so gar nicht weiter gebracht hat in der Welt, das kann ich nicht sagen. So lang ich mich zurückerinnere, ist mir der Mauspeter und seine ganze Familie als das leibhaftige Bild der Armuth erschienen; die Kleider der Kinder sahen gar nie aus wie angezogen, sie hingen nur so an ihnen, als ob sie zufällig hängen geblieben wären, und es waren der Kinder so viele! Die Mutter mußte freilich wohl mit Schuld haben an dem traurigen Zustand der Kinder. Umsonst hieß sie nicht die Lumpenmadlin; mit Waschen und Flicken hat sie, scheint's, nicht viel Zeit verthan ihr Lebenlang. „Reiche Leute haben gut säuberlich sein!“ war ihre Redensart, und doch hätte sie das Wasser wenigstens umsonst gehabt.

Aber Mitleid durfte man doch mit ihr haben. Sie war immer ein blutarmes Weib gewesen, müde und von elendem Körper, und wenn sie auch nicht recht hatte mit der Meinung, daß Ordnung und Reinlichkeiten nur Tugenden für Reiche seien, so ist's

doch allerdings schwer, ein Haus recht im Stand zu halten, wenn man kein gutes Stückchen Geräth darin hat, und Kleider zu flicken, wenn kein Stich mehr halten will.

Das Geschäft, dem der Mauspeter seinen Namen verdankte, war hauptsächlich, Maulwürfe zu fangen; denen grub er nach, legte künstliche Schlingen und fing sie auf überaus pfiffige Weise. Man war dazumal noch nicht der Meinung wie heute, daß die Maulwürfe äußerst nützliche, respektable Thierchen seien, man hielt sie für schädliche Bestien, die Graswurzeln abfressen und den Garten- und Wiesenboden verderben durch die Hügel, die sie aufwerfen. Darum bekam der Mauspeter immerhin einen Groschen, von Honoratioren sogar einen Sechser für einen gefangenen Maulwurf. Er grub auch Töpfe im Boden ein, um Feldmäuse darin zu fangen; er stellte Marderfallen und fing Wiesel, wenn er eins bekommen konnte. Man sagte auch, er lege im Winter Schlingen, um die Häslein zu fangen, die sich vom Wald her verliefen. Das durfte der Jäger aber nicht erfahren; denn es ist verboten, und hätte er es entdeckt, so wäre

der Mauspeter wohl in den Thurm gekommen; denn ihn um Geld strafen, das hätte man nicht wohl können, weil er keines hatte.

Der Mauspeter war aber hauptsächlich auch Gänshirte, und das war eigentlich kein schlimmes Amt. Er bekam im Frühling beim ersten Austreiben ein Pfund Brod für jede Gans; an jedem Sonntag aber, so lang das Hüten dauerte, durfte er für das Stück einen halben Kreuzer Hüterlohn einziehen. Da nun wohl fünfhundert Gänse im Städtchen waren, und Gänse gehütet werden von Maria Verkündigung bis zum Feiertag Simon Judä, also wenigstens dreißig Wochen lang, so ergab das eine anständige Besoldung und ist ein hübsches Rechenexempel für fleißige Leser.

Für eine einzelne Person hätte diese Gänsbesoldung wohl ausgereicht, besonders wenn es eine Frauensperson gewesen wäre, die noch daneben stricken konnte; aber für eine ganze Haushaltung, darin alle Jahr ein neues Büblein schrie, da gab es gar ein schmales Brod. Man gönnte dem Mauspeter nicht einmal seine bescheidene Stelle und sagte, das sei ein Geschäft für Weibsleute. Da er aber eine etwas bucklige und ver-

krüppelte Gestalt hatte, und somit zu nicht viel andern Handthierungen getaugt hätte, so ließ man ihn dabei.

Aber, wie gesagt, der Kinder wurden immer mehr und die Armuth ward immer größer; die Ordnung und Reinlichkeit nahm auch nicht zu, und die Frau Mauspeter verdiente den Beinamen der Lumpenmadlin mit immer größerem Recht. Betteln schicken wollte der Mauspeter seine Kinder gerade nicht; da und dort gab ihnen eine mitleidige Nachbarin von selbst ein Stück Brod. Aber es wurde den Leuten lästig, die armen Kinder um sich zu haben, und zuletzt wollte sie gar niemand mehr in der Miethe behalten.

Das Quartal war abgelaufen, in welchem dem Mauspeter seine Wohnung gekündet war; vergebens ging er von Haus zu Haus, um eine andere zu finden. Es waren keine hohen Ansprüche, die er machte. Bei ihm handelte es sich nicht um eine freundliche Wohnung von 6 Zimmern mit allen Bequemlichkeiten, womöglich auch mit Zutritt in einen Garten, wie sonst etwa eine Familie von diesem Umfang gesucht hätte; nein, die Familie Mauspeter hätte sich mit einer Stube nebst

Stubenkammer begnügt, und wenn's unter dem Dache gewesen wäre.

Aber auch das wollte sich nicht finden. „Hab keinen Platz!" war allenthalben die Antwort auf die bescheidentliche Anfrage des armen Mannes; „brauch meine Kammer selbst, mein großes Mädle liegt oben," oder „meines Weibs Schwester zieht bald hieher und wohnt bei uns;" kurz es war eben überall ein Nein, und wenn er die Stiege drunten war, so hieß es: „Kann keine so Hudeleswaar brauchen; sechs Kinder, vielleicht bald sieben! und so eine schmierige Wirthschaft! man hat zwar noch nie gehört, daß sie gestohlen hätten, — aber gewiß weiß man nichts; wenn die Leute nichts haben, so nehmen sie zuletzt doch." Kurz, der Mauspeter fand keine Wohnung.

Sein Weib weinte zu Haus, und die Kinder schrieen der Reihe nach, weil die Mutter weinte.

Die Menschen kamen ihnen entsetzlich bös und hartherzig vor. Der Peter und sein Weib dachten nicht, daß denn doch sie selbst auch ein Theilchen Schuld trugen an ihrer elenden Lage: einmal, weil sie einen Hausstand gegründet, ohne alle Mittel, eine



43

Die Madlin erhielt gute Suppen, Hemdlein und Windeln für die arme Kleine.

Familie ordentlich aufzuziehen, und dann weil die Frau aus verdrossener Nachlässigkeit ihr ärmliches Hauswesen vollends so verderben und verkümmern ließ, daß es freilich niemand gelüsten konnte, solche Mitbewohner zu haben.

Das aber fiel dem Peter und seinem Weib gar nicht ein; sie wurden nur ingrimmiger auf die hartherzigen Leute. Nun meinte zwar das Weib: „Vielleicht würden wir doch Unterkommen im Armenhaus finden?“ Peter aber sagte entschlossen: „Nix Armenhaus! ich will gar nichts von den Leuten, weiß schon wo hin wir ziehen.“ Und der Mauspeter zog mit seiner Familie hinaus unter die große Linde auf dem Schafwasen.

Eigentlich wäre der Gänswasen eher eine Domäne für den Peter gewesen, weil er Gänshirt war. Der Gänswasen aber war nur ein abschüssiger Rain, der sich unterhalb der alten Stadtmauer hinzog, darauf etwas Gestrüpp wuchs und eine paar dürre Pflaumenbäumchen; unten floß ein Bächlein vorbei, was bequem und angenehm für die Gänse war. Für Menschenkinder hätte sich aber da kein Zufluchtsort auf die

Länge gefunden; nur oben, unter einem Vorsprung der Stadtmauer gab es ein geschütztes Plätzchen, wohin sich der Gänshirt bei Regenwetter flüchten konnte.

Der Schafwasen aber war ein ziemlich ebener, freier Platz; in der Mitte stand eine ungeheure alte Linde, deren Stamm drei Männer kaum umspannen konnten und deren breite Aeste ein schützendes Dach gaben für alle Obdachlosen, die sich darunter flüchteten.

Unter diese Linde zog nun der Mauspeter sammt Weib und Kind und mit all seinem dürftigen Hausgeräthe, das unter großem Zulauf der Gassenjugend hinausgeschafft wurde. Es war zum Glück um Jakobi, mitten im Sommer, als er obdachlos wurde, und war ein schöner warmer Sommer. Es sah draußen unter dem Baum besser aus als in einer schmutzigen, dumpfen Stube, wie Peter vorne an dem Baum die Wohnstube einrichtete, indem er da ein paar wacklige Stühle und einen wurmstichigen Tisch aufstellte, hinten eine Feuerstelle von Steinen erbaute, auf die Seite aber, wo die Aeste am tiefsten herabhingen, kamen die Bettstellen, eine breite und zwei schmale, für die ganze Familie.

Peter betrieb die Sache mit grimmiger Lustigkeit, als er einmal den Entschluß gefaßt. Der kleine Peter und Michel, seine beiden ältesten, halfen eifrig ihren geringen Besitz herbeischleppen; es sah jetzt doch besser aus, als sie selbst geglaubt hätten. Jakoble und Fritz quaddelten vergnügt mit und trugen miteinander ein zerbrochenes Fuhrwägelchen und eine Arche Noah ohne Dach, die sie einmal geschenkt bekommen hatten, und führten noch den kleinen schmierigen Johann; Christoph, genannt Stoffele, den Allerkleinsten, schleppte die Mutter.

Der Mutter nur war's nicht lustig zu Muth. Sie empfand es doch als eine Schande und ein Unglück, daß sie nicht einmal wie ehrliche Christenmenschen ein Dach über ihrem Haupte haben, sondern wie die Zigeuner unter einem Baum hausen sollten. Sie weinte vor sich hin, als sie auf dem neuen Herd Feuer anmachte und mit der Milch, die ihr die Hausfrau zum Abschied geschenkt, einen Brei kochte.

Höchst vergnügt setzte sich, als gekocht war, die Familie Mauspeter zu der Mahlzeit im Freien, sie würden dabei mehr Zuschauer gehabt haben als der König, wenn er offene Tafel hält, wenn nicht der

Papa einen dürren Ast von der Linde gebrochen und damit all die ungeladenen Gäste davon gejagt hätte.

Bei der Frau Oberamtmännin im Städtchen richtete man gerade ein neues Schlafzimmer ein, darin ein Himmelbett mit schneeweißen Vorhängen und rothen Wolken daran. Die gutmüthige Frau erfreute das Herz der armen Frau Madlin mit ihrem alten Bettvorhang, der, schön weiß und roth gestreift, ein wahres Prachtstück für den neuen Haushalt wurde, als der Mauspeter, der vom Maulwurffangen her gar nicht ungeschickt war, ihn künstlich an den Lindenästen befestigte, also, daß er das Schlafgemach einhüllte. Warme Betten hatten sie, wenn auch in etwas lumpigen Ueberzügen; man konnte gar viel Federlein auflesen von den Gänsen den ganzen Sommer über.

Die Kinder waren zufrieden mit der neuen Wohnung und erlustirten sich sehr in der luftigen Umgebung; die Madlin wollte sich aber gar nicht mehr vor den Leuten sehen lassen. Als die Buben nach einigen Wochen in's Städtlein sprangen und verkündeten: „Wir haben wieder einen kleinen Buben!“ da kamen viel

mitleidige Menschen heraus und die Madlin erhielt gute Suppen, Hemdlein und Windeln für das arme Kleine, mehr vielleicht als wenn sie auf einem Dachboden in der Stadt gewohnt hätte.

Im Stadtrath wurde beschlossen, daß man jetzt, wo die Abende kühler wurden, die armen Leute nicht mehr da draußen im Freien lassen dürfe; es sei ja eine Schande vor Fremden, wenn die in die Stadt kommen und fragen, ob man hier zu Land noch unter Bäumen wohne, wie die Wilden? Es könnte ihnen ja zuletzt gehen wie einem benachbarten Dorf, wo sie nicht mehr Kirchweih halten durften, weil sie dort vor Zeiten einmal an der Kirchweih hatten einen Bettelmann verhungern lassen.

Da nun eben eine Stube im Armenhause frei geworden war, wurde sie den armen Leuten eingeräumt; so kam denn die Familie Mauspeter wieder unter Dach und Fach, und das kleine Brüderlein hatte nur seine acht ersten Lebenstage unter dem grünen Bogen zubringen dürfen, darüber sich so ein hoher Thronhimmel wölbte.

Daß dieses siebente Kind abermals ein Bube war,

wurde von den armen Leuten als ein absonderliches Glück betrachtet. Es hat nämlich von alten Zeiten her in unserem Land jeder Vater, dem sieben lebende Söhne nacheinander geboren werden, das Recht, den König zu Gevatter zu bitten. Diese Vergünstigung stammt von früheren Kriegszeiten her, wo es für ein besonderes Glück galt, wenn recht viel Söhne geboren wurden.

Der König selbst erfährt freilich nicht viel von solchen Pathenkindern. Die Sache wird einfach an die betreffende Behörde berichtet; mit hoher Bewilligung wird der Name des Königs als Pathe in das Kirchenregister eingetragen, und der glückliche Vater der sieben Buben erhält einen Louisd'or als Pathengeschenk für seinen Jüngsten. Weiter kann sich der König um solche Pathchen nicht kümmern, er thut's wenigstens nicht. Aber ein Louisd'or auf einmal ist für so arme Leute schon eine schöne Summe, und er wurde vom Mauspeter und seiner Frau mit großem Vergnügen aufgenommen. Auch hielten sie einen Taufschmaus wie bei keinem der andern Kinder zuvor. Die Frau Oberamtmännin steuerte einen stattlichen, dicken Kuchen

dazu bei. In dem neu eingerichteten Zimmer bei ihr daheim schlief in seiner Wiege ein zierliches Mägdlein; das brauchte keinen König zum Pathen; es hatte Großmütter und Tanten und Freunde genug, die es willkommen hießen im Leben.

Wenn der kleine Wilhelm, er wurde mit dem Namen seines königlichen Pathen getauft, nicht die Aussicht auf das hohe Pathengeschenk mitgebracht hätte, so wäre er wohl schwerlich mit viel Vergnügen begrüßt worden und der König hätte auch nicht groß Staat machen können mit seinem Pathchen. Zwar waren alle die sechs älteren Mauspeterlein: Peter, Michel, Jakob, Fritz, Johann und Stoffele keineswegs schön zu nennen, doch hatten sie so ziemlich ihre geraden Glieder und konnten ordentlich reden; das Königspathchen aber, das war mit einer Hasenscharte (einer gespaltenen Lippe) geboren, und obgleich der arme Wurm eine gefährliche Operation durchmachen mußte, so konnte er doch kaum verständlich reden, als er größer wurde. Andere Kinder, oft seine eignen Brüder, lachten ihn aus, wenn er versuchen wollte zu sprechen, besonders wenn er in Eifer kam, wo seine

Rede immer undeutlicher wurde; dann flüchtete er zu seiner Mutter, die ihn allein verstand und barg mit lautem Weinen seinen Kopf in ihre Schürze.

So ist dem Königspathchen eben kein goldenes Loos gefallen. Das besondere Mitleid mit den armen Leuten, das durch die Wohnung im Freien erregt worden, war so allmählig verflogen: die Familie Mauspeter richtete sich, so gut's ging in der Stube im Armenhaus ein. Peter hütete die Gänse, fing Maulwürfe, Mäuse und Marder wenn's gab, und von dem königlichen Pathengeschenk war längst keine Spur mehr vorhanden.

II.

Man sagt, daß Vögel, Dichter und Jungfräulein den Frühling am meisten ersehnen und am fröhlichsten begrüßen. Von „Mauspeterles", wie der Kürze halber die ganze Familie titulirt wurde, ist nun meines Wissens nie ein Frühlingslied gesungen worden, und doch hat vielleicht kein Vogel und kein Dichter und kein Fräulein sich mehr gefreut, als sie, wenn die ersten



An diesem selben Tage zog auch unter lautem Rufen und Tuten Peter, der Gänsegeneral, erstmals wieder durchs Städtchen.

warmen Lüfte wehten, die ersten Gänseblümchen auf dem Graswasen erblühten, und die struppigen Stachelbeersträucher grüne Blättchen trieben. Denn nun kam der Feiertag der Verkündigung Mariä:

Mariä Verkündigung
Wirft dem Weber d'Ampel um!

schrieen die Buben durch die untere Stadt, wo die meisten Weber wohnen, weil von diesem Tag an die Weber nicht mehr bei Licht arbeiten. An diesem selben Tage zog auch unter lautem Rufen und Tuten Peter, der Gänsegeneral, erstmals wieder durchs Städtchen, wo ihm aus allen Gäßchen und Winkeln seine neuen Untergebenen entgegengetrieben wurden. Er war froh, als Peter und Michel, seine Aeltesten, soweit herangewachsen waren, daß sie ihm beistehen konnten, und mit dem lauten Ruf: „Kude, kude!" die Gänse nachtrieben. „'s Ang'wöhnen," sagte Peter bedenklich, und legte den Finger an seine große Nase, „'s Angewöhnen ist bei den Viechern das Schwierigste" (manchmal auch bei den Menschenkindern); deßhalb erhielt er aber auch für's Angewöhnen das extra Pfund Brod für jede Gans, und eine Weile war Ueberfluß in der Familie;

im Armenhaus hatten sie nur Dach und Fach, für's Essen mußten sie selbst sorgen.

Bei gutem Wetter war es für die Buben vergnüglich, gleich nach der Schule auf den Gänswasen hinauszuspringen. Zwar fuhr oft des Vaters Geißel dazwischen, wenn sie die Thierchen muthwillig herumjagten; bald aber lernten sie ordentlich mit ihnen umgehen, und führten auf dem Rasen ein lustiges Leben. Die Mutter war fast immer krank; so mußten sie auch den kleinen Wilhelm mitnehmen in dem lotterigen Wägelchen, das der Vater selbst zusammengezimmert hatte. Aber sie schämten sich seiner, weil er ein so häßliches Kind war; sie schoben das Wägelchen unter einen Baum, und wenn das Kind schrie, wollte Keiner es herumtragen. Als er allein krabbeln konnte, setzte man ihn auf den Boden und ließ ihn selber sehen, wie er zurecht kam. „Dem Wilhelmle thut alles nichts," war die gewöhnliche Redensart, und er war in der That schon aller Orten hingefallen, von allerlei Berglein heruntergekugelt, und hatte sich Beulen von allen Farben an den Kopf gefallen und sich immer wieder erholt.

Auch beim Regenwetter war's so schlimm nicht; oben unter dem Mauer-Vorsprung kauerten sie sich zusammen und schrieen im Chor halbe Stunden lang:

Sonne komm abe!
Regen gang uffe!

Wenn's noch nicht aufhören wollte, so erzählte Michele, den der Mauspeter selbst für den „witzigsten" unter seinen Buben erklärte, eine schauerliche Geister- oder Hexengeschichte. War's dann wieder hell und schnatterten die Gänse lustig an den kleinen Pfützen, die sich vom Regen gebildet hatten, so kam ein ander Reimlein an die Reihe:

Frau Bidere, Frau Badere,
Was machet ihre Gäns?
Se pfluderet, se pfladeret,
Se waschet ihre Schwänz.

Wenn aber Wilhelmle auch versuchen wollte mit zu singen oder zu schreien, so fuhren ihn die Andern an: „Halt nur du's Maul, wenn du singst, so thut's ja so wüst!" und der Wilhelm war still.

Peter und Michel, die auch des Vaters Amtsverweser waren, hatten das Amt, die halben Kreuzer am

Sonntag einzuziehen. Der Vater zählte ihnen scharf nach, und der einzige Versuch, ein paar halbe Kreuzer zu unterschlagen, war mit so tüchtigen Prügeln geahnt worden, daß sie es nicht mehr probirten. Auf die Ehrlichkeit hielt Peter und seine Frau bei all ihrer Armuth, und schärften auch den Kindern ein, daß man ehrlich sein müsse; aber nicht sowohl weil es so Gottes Willen und Gebot ist, sondern „weil's so eine Schande ist vor den Leuten, wenn's herauskommt, daß man unehrlich gewesen ist."

Im Sommer also war's gute Zeit, und der schönste Tag war der Kirchweihsonntag im Oktober, wo zu den halben Kreuzern dem Gänshirten noch ein Stück Kuchen verabreicht wurde. Da ging's hoch her im Armenhaus; auch Wilhelmle durfte nicht Mangel leiden; zwar weigerten sich die Brüder ihn mitzunehmen, „weil er so wüst sei," brachten ihm aber seinen Antheil mit. Im Sommer war der Mauspeter sogar eine Art von Bankier; er hatte ein Wechselgeschäft, weil jedermann, der halbe Kreuzer brauchte, sie bei ihm einlöste.

Das wurde anders, wenn die Tage kürzer und kühler wurden. Ein unwillkommener Tag war der

Feiertag Simon und Judas für die Familie Mauspeter; denn da ging die Sommerherrlichkeit zu Ende.

„Simo'd Jude
Schreit der Gänshirt nimmer Kude!"

riefen ihnen neckend die Gassenbuben zu, wenn sie die Gänse holten, und am Abend dieses Tags trieb Peter seine Schaar in besonders schön geordnetem Zug zum letztenmal in's Städtchen, voran den großen Gansger (Gänserich) des Herrn Stadtschultheißen, dem die Buben als dem Vornehmsten seiner Schaar einen schönen Kranz um den Kragen gemacht hatten. Dies schien dem Gansger gar nicht lästig zu sein; denn er schritt ganz stolz mit seiner Zierde einher.

Peter war ein umsichtiger Gänsegeneral, und verdiente wohl, daß ihm die Leute hie und da noch ein Extratrinkgeld am Schluß seines Halbjahres gaben.

„Gemeine Leute glauben, eine Gans sehe der andern gleich, nur daß eine weiß sei oder grau," sagte er; „ich aber kenne jegliche; wenn eine fremde unter die meinen kommt, und sie steht so dumm hin und bebbert anders als die meinen, so weiß ich gleich, daß sie nicht dazu gehört."

Mit dem Winter aber kam traurige Zeit. Trotz des besten Willens hatte Peter selten viel von dem Lohn des Sommers aufsparen können für die kalten Tage. Maulwürfe, Mäuse, Wiesel und Marder verkrochen sich in ihre Löcher und Höhlen; da hörte denn aller Verdienst auf, und war oft bitterer Mangel im Armenhaus, zumal als die Buben größer wurden und größere Kleider und Brodstücke brauchten. Sie zogen manchmal mit dem Vater in den Wald, um dürres Wachholderholz zu holen und Büschel zum Verkauf davon zu machen. Hie und da gab's auch einmal einen Botengang; das war aber selten. Den alten Mauspeter drückte oft schwer der Gedanke, was denn aus all den sieben Buben werden sollte. Er hatte keine Mittel sie ein Handwerk lernen zu lassen, keine Freunde und Verwandte, die für sie sorgen konnten; — und das hatte er nie recht gelernt, sich und seine Kinder dem reichen Vater im Himmel zu befehlen, der keines verloren gehen läßt. Er und sein Weib gingen schon lang nicht mehr in die Kirche. „Sie ist elend," sagte er „und ich hab kein Häs (Kleider)," und so lebten sie in den Tag hin und dachten wohl, der liebe

Gott sei nur für reiche Leute, die in schönen Kleidern zur Kirche gehen können. Er erwähnte Gottes fast nur, wenn er seufzte: „Jetzt für den Wilhelmle wär's eben am besten, wenn der liebe Gott ihn zu sich nähm!" Der Wilhelm hörte das oft und kein Mensch dachte, daß solch ein Seufzer dem Kind in die Seele schneiden könnte.

III.

Bald waren es achtzehn Jahre, seit der Mauspeter einmal seine Wohnung unter dem Lindenbaume aufgeschlagen hatte. Der heilige Pfingsttag war angebrochen, ein Morgen so schön und klar, wie er sich recht für einen Festtag schickt; die rosenrothen Pfingstnelken blühten und die Mairosen rankten wie von Künstlerhand geordnet ihre leichten Guirlanden an den Hecken empor. Von fern hörte man da und dort frühe Kirchglocken herüberklingen, die Kinder probirten ihre neuen Kleidchen und auch die Mütter schmückten sich zum Kirchgang. Leichtsinniges Volk, das nicht wußte, wie schön und heilig ein Festtag wird, wenn

man seine ersten Stunden dem Herrn geweiht, zog früh schon aus den Thoren zu einer Lustpartie.

Einer ging allein hinaus und unbeachtet, der nicht aussah wie ein andächtiger Kirchgänger, aber auch nicht wie ein lustiger Spaziergänger.

Der da so allein stand, so ganz verlassen von Gott und Welt, wie er dachte, das war des Königs Pathenkind, Wilhelm, der Sohn des Mauspeter.

Seine Mutter war schon seit zehn Jahren todt, der einzige Mensch auf Erden, der ihn lieb gehabt hatte. Vor zwei Jahren hatten sie auch seinen Vater begraben. Für seine Brüder war nothdürftig gesorgt: den witzigen Michel hatte durch einen Beitrag der Gemeinde ein Schneider in die Lehre genommen, den Jakob ein Schuster, Fritz war Leineweber geworden und Peter, der kräftigste, war Knecht bei einem Bauern im Oberland. Johann und Stoffele verwalteten gemeinsam das Amt des Gänsehirten und versuchten sich nebenher im Mausfang, der arme Wilhelm aber stand allein und ohne Beruf.

Mit seinem entstellten Gesicht und seinem undeutlichen Gestotter war er sich überall im Wege gewesen.

Man hatte ihn zur Schule geschickt, aber schon der Lehrer hatte sich wenig um ihn gekümmert, weil allemal ein Gelächter entstand, so oft er lesen oder einen Spruch aufsagen sollte; kein Meister hatte ihn in die Lehre nehmen wollen: „Vor dem laufen ja die Leute davon, wenn er eine Arbeit bringt; verstehen thut ihn auch kein Mensch, und er hört nicht einmal ganz gut.“ So ließ man ihn im Armenhaus und verwendete ihn hie und da zu Taglöhnerarbeiten. Aber auch da, obgleich er stark und fleißig war, zog man ihm gesunde, saubere Leute vor, die ordentlich reden konnten. Er hatte keinen einzigen Kameraden; die ältern Brüder waren fort, die zwei jüngern schämten sich seiner, und wenn er sich einmal krank und elend fühlte und in sein Lager schlüpfte, so hörte er wohl den Armenvater sagen: „Na, wenn der nicht wieder aufstünd', so wär's gerad auch kein Schad; aber dem thut kein hieländischer Tod nix.“

So tief wie an diesem Pfingstmorgen hatte nun der arme Wilhelm nie seine Verlassenheit gefühlt. Je schöner die Sonne schien und je heller die Lerchen sangen, desto trübseliger wurde ihm zu Muthe. Beten

hatte er nicht gelernt. Einmal, in der Todesstunde hatte seine Mutter zu ihm gesagt: „O Wilhelmle, wir hätten uns mehr an den lieben Herrgott halten sollen! Bet' nur, dann nimmt er sich auch deiner an!“ Aber er wußte vom Beten nicht viel, als ein Vaterunser hersagen und niemand blies das Fünklein in ihm an, das damals geglimmt hatte.

Er hatte in den letzten Tagen keinen Verdienst gehabt, einen ordentlichen Anzug besaß er auch nicht, nur einen grünen alten Kittel, da schämte er sich am Festtag unter die Leute zu gehen. Lange schon trug er einen dunklen Gedanken in sich herum, — heute sollte er zur Ausführung kommen: er wollte selbst seinem Leben ein Ende machen, und von den letzten paar Groschen, die er mit Steinschlagen verdient, hatte er sich — einen Strick gekauft, um sich zu erhängen.

An der Straße, die er wandelte, standen Bäume genug, daran er sein schauriges Vorhaben hätte ausführen können. Aber da wollte er nicht, er fürchtete gestört zu werden.

So stieg er über den Zaun in Adlerwirths Garten. Das war ein schattiger, etwas unheimlicher Ort, in

dessen Mitte ein altes steinernes Häuschen stand, von dem die Leute sich allerlei grusliche Geschichten erzählten. Daran dachte Wilhelm nicht, er dachte nur, hier ganz ungestört zu sein. Er wußte nicht, daß noch ein anderes freudeloses Herz allein und trübselig hier außen weilte an diesem sonnenhellen Festmorgen. Das war der alte Müller, der Vater der Adlerwirthin, und obgleich's ihm so schlimm nicht ging in der Welt, wie dem armen Wilhelm, so meinte er doch, für ihn sei keine Freude mehr zu finden, und wenn er auch nicht entschieden solch einen schaurigen Vorsatz gefaßt, so saß er doch finster und trutzig in dem steinernen Gartenhaus und schaute in den Neckar, der am Garten vorüberfloß und besann sich, ob er nicht am Ende da drunten am besten aufgehoben wäre.

Der alte Mann war seit kurzem erst stocktaub geworden. Der fröhliche Vögelgesang, das muntere Geplauder seiner Enkelkinder, die eifrigen Gespräche in der Wirthsstube, sie waren für ihn alle verstummt; so hörte er auch nicht mehr den Klang der Kirchenglocken, die frommen Gesänge, die heiligen Mahnungs- und Segensworte des Geistlichen.

Darüber war ihn nun ein tiefer Ueberdruß angekommen. Wo die Leute lachten, glaubte er sich verspottet; wo sie zusammenredeten, da grollte er, daß niemand sich die Mühe nehme, es ihm zu wiederholen, und so war er heute, als die andern sich zur Kirche rüsteten, murrend und trutzig allein in den Garten gegangen. „Für was bin ich noch auf der Welt?“ brummte er vor sich hin, „kann niemand mehr was thun und helfen, und niemand will etwas von mir.“ ...

Da blickte er auf, und sah verwundert den Wilhelm. — Was wollte der da? Zu stehlen gab's doch nichts und der arme Wilhelm hatte seines Wissens noch nie gestohlen. Bald aber sah er, was dieser wollte, als er seinen Strick hervorzog, an einem Baum befestigte und eine Schlinge knüpfte. Eben holte der Unglückliche einen Stein herbei, auf den er steigen wollte zu seiner letzten grausen That. Da — brach der Bann, der anfangs noch auf dem alten Mann gelegen; mit einem lauten Ruf: „Halt ein!“ stürzte er sich auf ihn und hielt ihn fest. Noch rang Wilhelm sich frei zu machen von dem Griff seines Retters; aber dieser packte ihn mit fast jugendlicher Kraft, ließ ihn nicht mehr los

und zog ihn mit sich fort hinein in die Stadt bis in sein eigenes Stüblein.

Da saß nun der Wilhelm, traurig und gebeugten Hauptes. Er schämte sich jetzt selbst seines schlimmen Vorsatzes und fürchtete, man werde ihn schmähen und höhnen. Dem war aber doch nicht so; es fühlten nun erst recht alle, daß sie eine Schuld gegen den armen Wilhelm trugen, dem so gar niemand eine freundliche hülfreiche Hand gereicht hatte und man hörte nur Ausrufe des Mitleids: „Der arme Kerle!“ „ha, wenn ich das gewußt hätt', man hätt' ihn auch öfter in's Taglohn genommen!“ „Mein Bub, der Schlingel, hat ihn erst ausgespottet, der soll mir!“ —

Der Arzt ließ den Wilhelm in sein Bett im Armenhaus bringen und jagte die Leute auseinander.

Die Kirche war vorüber und die Glocken verhallt, die auch zu dem armen Wilhelm herübergeklungen waren. Man hatte das Fenster in seinem Kämmerlein geöffnet; da strömte die milde Luft herein. Ein Mägdlein im Armenhause hatte ihm in einem zerbrochenen Töpfchen ein Sträußlein von Gelbveigel

und weißen Blümlein gebracht. Da war es ihm doch, als freue er sich, daß er noch lebe.

Nun trat der Pfarrer herein, der redete ihm ernstlich zu, welch' schwere Sünde er habe begehen wollen, indem er das Leben wegwerfen wollte, das der Herr ihm anvertraut, um damit den Himmel zu gewinnen. „Ach, 's ist freilich nicht recht," gab Wilhelm zu, „aber ich bin eben so gar verlassen auf der Welt gewesen. Jedermann hat g'sagt, 's ging mir so wohl, wenn ich nicht mehr da wär', und wenn ich ihnen g'sagt, daß sie mir's so wüst machen, so haben sie mich ausg'lacht. ‚Geh zu deim Döte (Pathen), dem König, der wird eine Freude haben, daß er so ein schön's Dötle hat!' Und ich hab erst einmal zu ihm wollen," gestand Wilhelm dem Pfarrer im Vertrauen, „und hab ihm alles sagen wollen und gedacht, er werd' mir vielleicht helfen, wär's ja auch wieder so eine goldige Karlin (Louisd'or) gewesen, daß ich mir hätt' Geräth kaufen können und schaffen an der Eisenbahn. Wie ich aber an's Königsschloß kommen bin, da haben mich die Soldaten und die Bedienten und die Kerle davor ausgelacht und g'schimpft und g'sagt, ich

könne Prügel haben. — Da hab ich's nicht mehr probirt."

„Davon hat dein Pathe, der König nichts gewußt," sagte lächelnd der Pfarrer. „Und wenn er auch wissen könnte von allen betrübten Herzen im Lande, so könnte er doch nicht allen helfen, wenn er gleich der König ist. Aber einen Vater hast du im Himmel, der ist reich über alle, die ihn anrufen, und einen erstgebornen Bruder, der sich deiner nicht schämt, der auch dir zu Lieb vom Himmel gekommen ist und mehr Jammer durchgemacht, als du je ertragen hast. Dem darfst du alles klagen, was dein Herz drückt, er hat die Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen. Und wenn er dich arm läßt auf Erden, so ist's nur, weil er dich im Himmel ewig reich machen will."

Nur langsam konnte der arme Wilhelm alle die selige Botschaft fassen, die er ja lange schon gehört, die ihm aber nie geklungen hatte, als ob sie auch für ihn wäre. Aber er lernte sein Herz erheben zu Dem, den niemand vergeblich bittet, und als er am Abend einschlief auf seinem kümmerlichen Lager, arm, häßlich, einsam wie zuvor, so schlief er doch ein in dem

seligen, friedlichen Gefühl, daß eine ewige Liebe seiner gedenke.

Unter den vielen Leuten im Städtchen, die heute von dem armen Wilhelm geredet hatten, war auch Emma, des Oberamtmanns Töchterlein; ihr Vater bedauerte herzlich den armen Burschen und nahm sich vor, ihn hie uud da mit Taglöhnerarbeit im Garten etwas verdienen zu lassen. „Ja, 's ist freilich wunderlich vertheilt auf der Welt," sagte er, „wenn ich denke, daß du am gleichen Tag mit dem armen Tropfen dort geboren bist! Wie verschieden doch die Loose sind!"

Auch der Emma kam das wunderbar vor, und sie mußte lange nachdenken über Gottes verborgne Wege und wie er wohl durch menschliche Güte mit ausgleichen wolle, was anscheinend so ungleich war.

Am Abend nach dem Pfingsttage saß Wilhelm auf der Bank vor dem Armenhaus, wohin man ihn gebracht hatte, ganz allein. Die Leute waren gut gegen ihn gewesen, der Pfarrer hatte ihn wieder besucht und des Doktors Frau ihm gutes Essen geschickt, andere Leute hatten versprochen, sie wollen ihn später als Taglöhner nehmen. Das alles freute ihn, aber fort

wäre er jetzt gern gewesen an einem andern Orte. Hier schämte er sich doch und meinte, es werde ihn Jedermann darum ansehen und er fürchtete, wenn das erste Mitleid vorüber sei, vielleicht erst recht zum Kinderspott zu werden.

Aber Wilhelm hatte seit gestern eine selige Kunst gelernt: — er hatte beten lernen, und so konnte er auch diesen Wunsch dem Vater im Himmel vortragen und denken, „wenn du willst, lieber Herr, so kannst du mir auch dazu helfen, und wenn du jetzt nicht willst, so kann ich warten."

Da hörte er einen leichten Tritt, und er sah verwundert auf und glaubte zu träumen. Es stand ein schönes Fräulein vor ihm in einem rosenrothen Kleid mit blühendem, holdseligen Gesicht. Es war Fräulein Emma; aber, obgleich sie sonst nicht ängstlich war, so fühlte sie sich doch etwas schüchtern und verlegen.

„Wilhelm," sagte sie endlich freundlich, „ich weiß, daß ihr des Königs Pathchen seid; aber euer Pathengeld ist wohl lang schon verbraucht. Ich habe keinen so vornehmen Pathen; aber ich habe noch Pathengeschenke, die ich nicht brauche, weil meine Eltern leben; da haben

sie mir erlaubt, daß ich sie euch geben darf.“ Sie legte in seine rauhe, braune Hand einen Louisd'or und zwei Dukaten, und bevor der Wilhelm das nur fassen oder gar sich bedanken konnte, war sie verschwunden. Er meinte fast, er habe geträumt, oder es sei ihm gar ein Engel vom Himmel erschienen. Wie ihm aber so recht klar wurde, daß ihm der liebe Gott hier durch eine freundliche Menschenhand zur Erfüllung seines Wunsches geholfen, da geschah, was ihm in seinem ganzen Leben nie geschehen war: er weinte vor Freude.

IV.

Wenig Wochen nachher zog der Wilhelm ganz stattlich in einem saubern Wamms mit einem neuen Schiebkarren, einer starken eisernen Hacke und Schaufel zum Städtchen hinaus. Der alte Müller, der sich freute, daß ihn der liebe Gott zum Werkzeug gebraucht, den armen Menschen zu retten, hatte ihm auch einen schönen neuen Thaler geschenkt. Wilhelm hatte noch

Abschied genommen vom Herrn Pfarrer und vom Doktor, der ihm einen Brief mitgegeben hatte an einen Bauinspektor bei den ersten Eisenbahnen, die gerade damals gebaut wurden. „Jetzt geht's zur Eisenbahn," sagte er munter, „und schaffen will ich, wie zwei, vielleicht reicht mir's noch einmal zu einem Gaul, und wer weiß, zuletzt verhilft mir der liebe Gott noch zu einem Häuslein." „Am Ende gar noch zu einem Weib," sagte lachend der Doktor. „Kann alles sein, Herr Doktor," sagte Wilhelm vergnügt, der jetzt schon einen Spaß vertragen konnte; „gar zu frech will ich nicht sein im Wünschen. Der liebe Gott weiß, was ich brauchen kann."

Unter all den zierlich und freundlich gebauten Bahnwärterhäusern im Schwabenland ist eines, das mit einem besonders schön gepflegten Gärtchen geschmückt ist; auch das Grundstücklein daneben ist gar gut angebaut; um die Fenster des Häuschens schlingen sich grüne Reben, und singt ein Vöglein davor in einem Weidenkäfig.

Wer hätte gedacht, daß der arme verkommene Wilhelm noch eine so freundliche Heimat haben werde! Und nicht einmal allein ist er darin. Ein freundliches nettes Weib sitzt Abends neben ihm auf der Bank, und sie schauen mit einander gar vergnüglich in das schöne Land hinaus, und ein Bube und ein Mägdlein machen sich ein klein Gärtchen dort auf der Seite mit Kieselsteinchen und abgebrochenen Wiesenblümchen und es sind nette Kinder. „Sie sehen ihm gar nicht gleich," sagen die Leute, wenn sie dem Bahnwärter ein Compliment machen wollen.

So keck wäre Wilhelm gar nicht gewesen, auch das noch vom lieben Gott zu erbitten, daß er mit Weib und Kindern sich freuen dürfe an einem eigenen Herd; er mußte es ja für ein großes Glück achten, daß man ihm wegen seiner besonders treuen, pünktlichen Arbeit die Bahnwärterstelle gegeben hatte. Aber als er vor sechs Jahren einmal wieder in sein Heimatstädtchen gekommen war und das Armenhaus aufgesucht hatte, um dankbar an Gottes gnädige Führung zu denken, da trug man eben die Leiche einer armen Wittwe hinaus. Dieser folgte ihre einzige Tochter,

dieselbe, die ihm als Kind im Armenhaus das Blumensträußlein in seine Stube gebracht; sie hatte bis jetzt die elende Mutter gepflegt und wußte nun auf der weiten Gotteswelt nicht wohin.

„Wenn ich dir nicht zu wüst bin,“ hatte Wilhelm schüchtern gesagt, „so komm mit mir und werd mein Weib.“ Und sie hatte nicht bereut, daß sie mitgegangen war. „Bräve geht über d'Schöne,“ versicherte sie die Leute, wenn sie über ihren Mann sprach; „ich könnte mit dem Schönsten nicht vergnügter sein.“

Wilhelm hatte sich einen Bart wachsen lassen, der seinen entstellten Mund etwas verdeckte; von Weitem sieht er ganz stattlich aus, wenn er so oben steht und seinen Stab emporhebt zum Zeichen, daß alles in Ordnung sei.

Ganz besonders stramm ist er oben gestanden, als das erstemal sein Herr und König mit glänzendem Gefolge in einem Extrazug vorüber fuhr. Mit tiefstem Respekt sah er dem hohen Herrn nach, so lange der Zug sichtbar war, und betete leise: „Gott segne den König.“ Aber als er in sein Häuschen zurückging und den schönen Rock an den Nagel hing, da sagte er vor sich hin: „Herr Döte, und ich möcht erst nicht mit Euch tauschen!“

So war es mit Wilhelm doch noch gut gekommen. Der alte Müller, der von allen als der nächste Retter des armen Wilhelm gepriesen wurde, der hatte nun auch erkannt, daß für keinen Menschen eine Zeit kommt, wo er nichts mehr thun kann im Dienste Gottes und seiner Brüder. Nun setzte er sich geduldig in sein Kämmerlein mit seiner Bibel, die er mit einer Brille noch lesen konnte, oder auf's Bänklein vor die Hausthür, oder auch hinaus in den schattigen Garten. Wenn er nicht hören konnte, so sah er doch, und gönnte den Fröhlichen ihre Freude. Und da und dort zeigte ihm der liebe Gott einen Weg, wie er, auch ohne viel Mittel und ohne Gehör, doch mit gutem Rath oder Hülfe andern beistehen konnte. So fehlte es ihm nicht an freundlichen Grüßen, an guten Freunden, die sich hie und da zu ihm auf's Bänklein setzten und ihm etwas Neues in die Ohren schrieen.

Er aber und der arme, sonst so verachtete Wilhelm sind gute Freunde geblieben, weil Gott sie beide erwählt hatte, selbst da, wo sie auf Irrwegen gewesen, einander zum rechten Weg zu helfen.

6. Bändchen: **Die Ferien auf Schloß Bärenburg.** — **Der Sandbub'**, oder: **Wer hat's am besten?**

7. Bändchen: **Cherubino und Zephirine.** — **Kann sein, 's ist auch so recht.**

8. Bändchen: **Brüderchen und Schwesterchen.** — **Der Einsiedler im Walde.**

9. Bändchen: **Der Peterli von Emmenthal.** — **Zwei Märchen für die Kleinsten.**

10. Bändchen: **Krieg und Frieden.** — **Emma's Pilgerfahrt.**

11. Bändchen: **Das braune Lenchen.** — **Des Königs Pathenkind.**

12. Bändchen: **Nach Regen Sonnenschein.** — **Frau Luna.** — **Das Bäumlein im Walde.**

Weitere Bändchen erscheinen später.